

BESONDERS
RELEVANT, WEIL

- Dieter Meier zeigt, dass auch in sehr traditionellen Branchen Innovationen möglich sind
- Zufälle unternehmerisch inspirieren können

Schoko- Revolution

INNOVATION Dieter Meier ist Unternehmer und Abenteurer. Er spielte Poker, wurde mit der Band Yello weltberühmt und machte mit Uhren ein Vermögen. Im Schokoladenbusiness könnte er jetzt seinen größten Coup landen

Text: Verena Bast

Oro de Cacao steht in goldenen Lettern an den Fensterscheiben des kleinen Ladens von Dieter Meier. Gold des Kakaos. Drinnen duftet es an diesem nasskalten Januartag verführerisch nach frisch gebrühter heißer Schokolade. In einer Glastheke liegen selbstgemachte Pralinen, mit Fleur de Sel, andere sind gefüllt mit einem Hauch von Gin oder Erdnüssen. Links daneben Dutzende Tafeln von Schokolade, hergestellt aus Kakaobohnen von kleinen Kooperativen, aus Kuba, Peru, Guatemala und Bolivien.

Dieter Meier greift nach dem Becher Schokolade, den seine Mitarbeiterin auf die Theke gestellt hat. „Das ist pure heiße Schokolade, ohne irgendwelche Zusatzstoffe und mit nur ganz wenig Zucker.“ Ein zufriedenes Lächeln liegt auf seinem Gesicht. Und Stolz. Auch wenn er das nie so sagen würde.

Dieter Meier ist niemand, der mit seinen Erfolgen prahlt, auch wenn es von diesen bisher viele gab in seinem abenteuerlichen Leben. Er ist jemand, der von sich sagt, dass er seinen Erfolg glücklichen Zufällen zu verdanken habe.

Der aber auch den Mut und Willen hat, solche Zufälle zu nutzen und etwas daraus zu machen. In der Kunst. In der Uhrenbranche. In der Landwirtschaft. Und jetzt: in der Schokoladenfabrikation.

Ende 2014 erwarb Meier, der in den 80er-Jahren mit seiner Elektropop-Band Yello weltberühmt wurde, die Rechte an einem völlig neuen Herstellungsverfahren für Schokolade, das Forscher der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) entwickelt hatten. Ein Verfahren, mit dem es gelingt, Schokolade mit hohem Kakaanteil von bis zu 85 Prozent herzustellen, die kaum bitter ist und trotzdem nur wenig Zucker enthält. Und die das Potenzial hat, die traditionsreiche Schokoladenindustrie umzukrempeln, was schon jetzt einige Konkurrenten nervös macht.

„Es ist die erste große Innovation in der Schokoladenherstellung seit etwa 150 Jahren, als Rodolphe Lindt das Conchieren erfunden hat“, sagt Meier. Seit Lindts Zeiten werden die Kakaobohnen bei hohen Temperaturen geröstet, und die Schokoladenmasse später bis zu ➤



ORO DE CACAO

Im Dezember 2017 eröffnete Dieter Meier sein Schokoladengeschäft in der Züricher Altstadt. Es trägt denselben Namen wie seine Firma, die Oro de Cacao AG – auf deutsch: Gold des Kakaos

DIETER MEIER



KAKAOANBAU Den Kakao für seine Schokolade bezieht Dieter Meier von kleinen Kooperativen. Die erste Lieferung der Bauern aus Mexiko (Fotos links) kam vor wenigen Monaten in Zürich an. Bald wird es auch von ihnen Schokolade in Meiers Geschäft zu kaufen geben (o.r.). Mit seinem neuen Herstellungsverfahren will er die Schokoladenindustrie revolutionieren

72 Stunden lang in einer sogenannten Conche gewalzt, damit ein zarter Schmelz entsteht. „Durch die Hitze gehen aber die meisten natürlichen Aromen verloren, die in der Kakaobohne vorhanden sind“, sagt Tilo Hühn, Professor für Lebensmitteltechnologie, der das neue Verfahren an der ZHAW maßgeblich entwickelt hat. Der Geschmack herkömmlicher Schokolade entstehe hauptsächlich durch Röstaromen, die Zugabe von Vanille oder anderen Zutaten.

Meiers Schokolade kommt dagegen ganz ohne solche Zusätze aus. Die natürlichen Aromen würden durch ein schonendes Verfahren ohne große Hitze erhalten bleiben. „Die Kakaobohne wurde eigentlich über ein Jahrhundert lang betrogen um das, was sie wirklich kann“, sagt Meier. „Bei uns kann man richtig schmecken, woher der Kakao kommt.“

Verkostung bei Starbucks in Seattle

Trotzdem war Dieter Meier Hüchns letzte Chance. Hühn hatte zuvor bereits die gesamte Schokobranche abgeklappert. Ohne Erfolg. „Nach einer langen Odyssee zu verschiedensten Herstellern haben sie entweder gesagt, dass ihnen das Risiko zu hoch ist. Oder sie wollten es nur kaufen, um es im Tresor verschwinden zu lassen“, erzählt Hühn.

Als er die Hoffnung im Grunde schon aufgegeben hatte, las er zufällig in einem Magazin, dass Meier in der Dominikanischen Republik Hochlandkaffee produziert, für den nur die reifen Bohnen gepflückt werden. Alle zwei Tage. Per Hand. Hühn zog seine Schlüsse aus der Lektüre. Offenbar ist da jemand, der bereit ist, größten Aufwand für den natürlichen Geschmack seiner Produkte zu betreiben. Also lud er Meier zu sich ins Labor ein, um ihn von seiner Schokolade probieren zu lassen.

Und Meier war – natürlich – begeistert. Er kaufte der Hochschule das Verfahren ab und ließ es weltweit patentieren. Gemeinsam mit Hühn baute er eine erste kleine Fabrik auf. Seit gut einem Jahr kann man seine Schokolade nun in dem kleinen Laden in Zürich kaufen. „Er ist ein beseelter Entrepreneur“, sagt Hühn. „Er hat Vermarktungstüren aufgestoßen, die ich nie für möglich gehalten hätte.“

Eine davon ist die zu Starbucks, eine der größten Kaffeebarketten mit weltweit fast 30000

Coffeeshops. Ein Bekannter von Meier, der dort im Verwaltungsrat sitzt, hatte die Schokolade probiert und ein Treffen mit dem langjährigen Starbucks-Chef, Howard Schultz, in der Firmenzentrale in Seattle eingefädelt. „Der hat natürlich zuerst ein bisschen gelacht und Zweifel gehabt“, erzählt Meier. „Neben ihm waren noch vier oder fünf Leute aus seinem Team in Schultz’ Büro. Alle haben die Schokolade verkostigt. Eine Zeit lang war Ruhe im Raum. Die haben dann immer wieder so ein Täfelchen genommen. Und dann hat Howard Schultz irgendwann gesagt: ‚This is fantastic!‘“ Im Herbst 2019 soll es, so der Plan, Meiers Schokolade erstmals bei Starbucks zu kaufen geben. Inzwischen verhandelt er aber auch mit anderen Konzernen und Herstellern.

Damit er an so große Kunden überhaupt liefern kann, ist Meier nun dabei, eine große

Die Schokolade wurde über ein Jahrhundert lang betrogen um das, was sie wirklich kann

DIETER MEIER *Unternehmer, Landwirt, Winzer, Musiker, Abenteurer*

Fabrik zu errichten. Bis zu 180 Millionen Tafeln Schokolade kann er dann dort künftig herstellen. Auf einen Schlag wäre er dann jemand, den man in der Schokobranche sehr ernst nehmen müsste. „Alle großen Player sind verunsichert“, glaubt Meier. „Sie haben nicht gedacht, dass das Verfahren auch industriell funktioniert. Dass sie einen so kleinen Zauberkünstler wie mich ernst nehmen müssen. Das haben wir aber bewiesen in unserer ersten kleinen Fabrik.“

Oro de Cacao ist eines der Projekte, die Meier liebt. Auch wenn er damit ein enormes Risiko eingeht. Mehr als zehn Millionen Euro hat er in seine Schokoladen-Unternehmung bisher investiert, obwohl er bis heute nicht weiß, wie seine Tafeln bei der breiten Masse der Konsumenten ankommen werden.

Meier ist ein Abenteurer, einer, der gern Neues wagt. „Ich habe immer schon einen ▶

Hang gehabt, Dinge zu bewegen“, erzählt er. „Es hat mich immer sehr interessiert, neue Territorien zu betreten und etwas auszuprobieren. Das ist anscheinend meine Natur, seit ich ein kleiner Junge bin.“

Dieter Meier wurde 1945 in Zürich als Sohn eines Privatbankiers geboren. Weil er, wie er selbst sagt, keinen Gefallen daran hatte, mit Bauklötzchen zu spielen, kam er bereits mit fünfeneinhalb Jahren in die Schule. Sein erstes Taschengeld verdiente er als Achtjähriger damit, Leuten Weihnachtsbäume nach Hause zu bringen, die sie gekauft hatten. „Ich bin zum Teil eine Stunde lang mit dem Karren quer durch die Stadt, um den Christbaum auszuliefern. Das hat mir unheimlich viel Spaß gemacht.“

Nach dem Abitur studierte Meier zunächst Jura. Er träumte von einer Karriere als Strafverteidiger, wie in amerikanischen Filmen, merkte aber schnell, dass ihn das nicht interessiert. Das Studium sei zu einer sozialen Tarnung geworden, sagt er. „Ich wusste überhaupt nicht, was ich mit mir anfangen soll.“

Statt zur Universität zu gehen, fing er an, Poker zu spielen. Es sei eine perverse Form der Sinnstiftung gewesen, sagt Meier. „Ich habe mich im Grunde genommen für nichts interessiert als die Zockerei, zwölf Stunden am Tag. Wenn du am Pokertisch sitzt, sind alle deine Probleme weit weg.“ Wenn keine Partie gewesen sei, sei er durch die Stadt gelaufen wie ein streunender Hund. Jahrelang ging das so. „Davon kommt man eigentlich nur weg, wenn etwas Anderes ins Leben kommt.“

Meier wird weltberühmt

Dieses Andere war die Musik. Ein Bekannter, der als Türsteher in Konzerthäusern arbeitete, bot ihm an, einen Stuhl hinten in den Konzertsaal zu stellen, wann immer Meier es wollte. Eine Saison lang besuchte er so jeden Abend eine Aufführung. „Das war ein kleiner Faden, an dem ich mich aus dem Pokersumpf herausgezogen habe.“ Von dem Geld, das er in seiner allerletzten Pokerpartie gewonnen hatte, kaufte er sich eine Gitarre. Mit einer 16-Millimeter-Kamera fing er an, kleine Filmchen zu drehen und vertonte sie auf Underground-Festivals live, mit irgendwelchen Gegenständen, seiner Stimme und seiner Gitarre.

Ein Produzent wurde auf ihn aufmerksam und brachte ihn mit einer Punkband zusammen. „Ich habe mich auf der Bühne heiser geschrien und konnte nach einem Auftritt vier Wochen lang nicht mehr singen“, erzählt er. Über den Züricher Plattenhändler und Produzenten Paul Vajsabel lernte er schließlich Boris Blank kennen, mit dem er nun schon seit mehr als 30 Jahren als Yello Musik macht. „Das war aber alles ein unglaublicher Zufall“, sagt Meier. „Ohne Boris wäre ich nie Musiker geworden. Vielleicht hätte ich dann weiter auf meiner Gitarre rumgeklimpert und mich auf der Bühne heiser geschrien.“ Niemals hätte er das als einigermaßen ernsthafte Betätigung betrieben.

Zufall. Das Wort, das Meier häufig verwendet, wenn er aus seinem Leben erzählt.

Der erste große Durchbruch gelang Yello – der Name entstand aus „a yelled hello“, ein geschrienes „Hallo“ – Anfang der 80er-Jahre in den USA, mit dem Song „Bostich“. Weltberühmt wurden sie mit „Oh Yeah“ und „The Race“. Die beiden Songs wurden auch in Filmen und Fernsehsendungen verwendet. „The Race“ war die Titelmusik der Musiksendung „Formel Eins“, „Oh Yeah“ im Hollywood-Film „Ferris macht blau“, aber auch in TV-Serien wie den Simpsons.

Mehr als zwölf Millionen Platten verkaufte Yello bisher, Blank und Meier verdienten mit ihrer Musik Millionen. Yello war, wenn man so will, Meiers erstes erfolgreiches Unternehmen. Das Geld legte er – auf Rat seines Vaters – in „Großmutteraktien“ an, solide Werte mit hoher Dividende, aber nicht besonders aufregend: in die Zermatt Bergbahnen und Orell Füssli, das unter anderem die Schweizer Banknoten druckt.

Seine ersten Einnahmen investierte er zudem in die Uhrenmanufaktur Ulysse Nardin, die er gemeinsam mit seinem Bruder und einem Freund kurz vor deren Insolvenz kaufte. In den 80er-Jahren lag die mechanische Uhrenindustrie am Boden. „Ich habe immer an die mechanische Uhr geglaubt und darauf gesetzt, dass die Uhr das einzig legitime Schmuckstück für den Mann ist. 30 Jahre später haben wir Ulysse Nardin für gutes Geld verkauft.“ Laut Medien sollen für ihn dabei viele Millionen Franken herausgesprungen sein. Das Schweizer Wirtschafts magazin Bilanz listet ihn als einen der 300 reichsten Schweizer. ➤



WEINLIEBHABER In Argentinien baut Meier seinen eigenen Wein an, unter anderem am Fuße der Anden (o.), 40 Kilometer von Mendoza entfernt, der Weinhauptstadt des Landes. Einer davon: der Puro Malbec, ein Wein mit kraftvollen Tanninen und fruchtig-würzigen Tabaknoten





YELLO Live-Auftritte wie hier im IFA Sommergarten in Berlin im August 2017 sind selten. Boris Blank, mit dem Dieter Meier seit mehr als 30 Jahren als Yello Musik macht, scheute lange Zeit das Rampenlicht. Meier dagegen sagt, ihm mache es unglaublichen Spaß, auf der Bühne zu stehen und zu spüren, dass die Leute Freude haben

Meier ist jemand, der investiert, wenn er an etwas glaubt. Den es reizt, wenn er etwas anders oder besser machen kann. So kaufte er Ende der 90er-Jahre die Firma Euphonix, die volldigitale Mischpulte herstellte. „Das war technisch das führende Gerät der Welt. Das haben die besten Mixer Hollywoods benutzt und Oscars damit gewonnen“, sagt Meier. Auch viele große Fernsehsender hatten mittlerweile die Geräte bestellt. Die Firma, die einst wie Microsoft in einer Garage entstanden war, wuchs auf rund 200 Mitarbeiter.

Doch dann seien unglückliche Zufälle dazugekommen, sagt Meier. Bei einem spielte George W. Bush die Hauptrolle. Der damalige

US-Präsident hatte eine Rede gehalten, die im Fernsehen übertragen wurde. Während dieser hätten sich zwei bekannte Journalistinnen gegenseitig von ihren kleinen amourösen Abenteuern erzählt, erinnert sich Meier. Was die beiden nicht wussten: Das Mikrofon, das sie an sich trugen, war noch nicht abgestellt. Und der Mann am Mischpult hatte die Regler raufgeschoben, um besser hören zu können, was die beiden Frauen sich zu berichten hatten.

„Bush stand auf der Bühne und hat geredet. Aber er war kaum zu hören, sondern die Sex-Geschichten der Damen“, erzählt Meier. Und das auf einem der größten Fernsehsender der USA. Der Sender habe damit gedroht, alle 20 bereits geordneten Geräte abzubestellen, wenn Meier bekanntgeben würde, dass das der Fehler des Tontechnikers war. „Ich habe dann gesagt: Ja gut, dann nehmen wir das auf uns. Und gesagt: Das war leider ein technischer Fehler – was nicht stimmte.“

Sein großes Lehrstück

Mit der Selbstbezeichnung wollte Meier das Geschäft retten, doch er machte es nur noch schlimmer: Alle großen Sender bestellten wegen des angeblichen technischen Fehlers ihre Mischpulte ab. „Wir hatten schon alles vorbereitet. 30 oder 40 von den Mischpulten, von denen jedes eine halbe Million kostete. Wir wären aus dem Schneider gewesen“, sagt Meier. „Es war eine Katastrophe.“

Am Ende verkaufte Meier die Firma an einen Konkurrenten, mit großen Verlusten. „Jahrelang habe ich nach dem Bush-Event gelitten, das war grausam“, sagt Meier. „Das war mein großes Lehrstück. Da habe ich gelernt, dass ein überlegenes Produkt nicht zwangsläufig zum Erfolg führt.“ Eine Sorge, die Meier auch bei seiner Schokoladen-Firma immer wieder umtreibt.

Mit dem Geld aus den Yello-Alben erfüllte er sich auch seinen Kindheitstraum, den von der eigenen Landwirtschaft. Er kaufte sich Land in Argentinien, in das er als junger Mann das erste Mal gemeinsam mit seinem Vater gereist war. „Das Land ist so riesig. Und wunderbar vielseitig.“ Er erwarb eine Farm, begann Rinder zu züchten und Wein anzubauen.

Heute besitzt er dort etwa 120 000 Hektar Land. Seine argentinischen Produkte verkauft

er teils direkt. 2003 eröffnete er in der Züricher Altstadt sein erstes Weinkontor, 2008 zwei Restaurants, später weitere in Frankfurt und Berlin. Seinen Wein gibt es aber auch bei Groß- und Einzelhändlern. Weil er so viele Dinge unmöglich alleine stemmen kann, sucht Meier sich bei all seinen Aktivitäten kompetente Partner, mit denen er gemeinsam seine Ideen umsetzen kann. Seine Weingüter in Argentinien leitet beispielsweise ein Önologe, der schon für Spitzenweingüter in Bordeaux gearbeitet hat.

Argentinien sei agrartechnisch ein Wunderland, sagt Meier. „Am Rio Negro könnte man eine unglaublich fruchtbare Oase machen.“ Aber kein Argentinier wolle in etwas investieren, das erst in vier oder fünf Jahren Erträge abwerfe. Deswegen liege das Land brach und sei für einen Spottpreis zu haben.

Inzwischen hat er dort auch eine Schaffarm. Weil aber Pumas jede Nacht 20 bis 30 Schafe rissen, züchtet er jetzt auch Esel. 120 sind es inzwischen. „Die Pumas fürchten sich vor den Eseln, weil die denen auf die Schnauze hauen. Wenn die nur einen Esel riechen, flüchten die.“

So komme eines zum anderen, wie so oft in seinem Leben, sagt er. Er komme sich häufig vor wie jemand, der an einem Fluss sitzt und reinguckt, was alles vorbeischwimmt, sagt Meier. „Manchmal treibt es ein Stück Holz ans Ufer und ich verbeiße mich dann darin und schaue, was ich damit machen kann. Aber es ist nie so, bei nichts was ich gemacht habe, dass ich es gesucht oder angestrebt habe.“ Die Dinge seien eigentlich immer alle zufällig irgendwie auf ihn zugekommen.

Auch die Schokolade. „Wenn mir vor drei Jahren jemand gesagt hätte, dass ich eine Schokoladenfabrik bauen würde, dem hätte ich gesagt: Du bist verrückt! Ich habe keine Ahnung davon.“

Meier sagt: Viele würden glauben, dass er sich die Dinge auswähle. Und nachher Spaß daran habe, das auch durchzuführen. Das stimme aber nur bedingt. „Es ist wie beim Bergsteigen. Man sieht einen tollen Berg und denkt: Da will ich rauf. Aber nachher kommt die ganze Mühe, dort wirklich hochzukommen. Jede Besteigung ist verbunden mit Überraschungen, mit Steinschlag.“ Den Respekt davor, den habe er über die Jahre gelernt. Dass eigentlich

nichts – auch jetzt mit der Schokolade – einfach ein Spaziergang sei.

„Das ist eine riesige Belastung. Die Entscheidung, eine solche Fabrik zu bauen, die Investitionen. Wird das alles funktionieren? Sind die interessierten großen Konzerne wirklich auf meiner Seite? Oder wollen die nur ein bisschen

Ich habe gelernt, dass ein überlegenes Produkt nicht zwangsläufig zum Erfolg führt

DIETER MEIER

rumschnüffeln, um das dann selber zu machen? Das sind ganz viele, sehr große Probleme.“

Es sei aber auch das Spannende. Etwas, das ihn irgendwie immer antreibe, dass ihm auf dieser Terra Inkognita – der unbekannteren Gegend – viel passiere, er viel lerne, aber auch viel Demut brauche und Niederlagen erlebe.

Obwohl sich das Schokoladengeschäft gut entwickle, sei er froh, wenn er sich irgendwann etwas zurückziehen könne. Ans Aufhören denkt Meier, der Anfang März 2019 seinen 74. Geburtstag feiert, aber noch lange nicht. In diesem Jahr soll das nächste Yello-Album auf den Markt kommen. 2020 will er mit seiner zweiten Band „Out of Chaos“ erneut Konzerte spielen.

„Unausstehlich“ sei für ihn die Idee, auf einem Schiff zu sein und irgendwohin zu segeln, einfach so ans Meer zu gehen und nichts zu machen. „Ich komme nur dann wirklich zur Ruhe, wenn ich etwas bewegen kann.“

Sein Vater sei bis weit über 90 regelmäßig in sein Büro gegangen. „Wenn ich seine Gene geerbt habe, dann bleibt mir noch viel Zeit.“ ■

UNTERM STRICH Dieter Meier ist jemand, der es liebt, unbekanntes Terrain zu betreten und unternehmerische Chancen zu ergreifen, die der Zufall, wie er selbst sagt, an ihn heranträgt.



FOTO-SHOOTING

Als impulse-Redakteurin **Verena Bast** sich nach einem langen Treffen mit Dieter Meier in Zürich auf einem Parkplatz von ihm verabschieden wollte, machte ein Passant Fotos von ihnen. Für Meier ist das schon lange nichts Ungewöhnliches mehr.

Wer sich fürchtet, ändert nichts

Carla Del Ponte hat Mafiosi gejagt, Kriegsverbrechern den Prozess gemacht – und ihr eigenes Leben riskiert. Jetzt legt sie sich mit den Vereinten Nationen an. Woher nimmt sie ihren Mut?

VON JENS TÖNNESMANN

Als es düster wird im Schnellzug von Zürich ins Tessin, haben die gekrümmte Nackte und der Mann ohne Hirn ihren Auftritt. Denn tief im Gotthardtunnel erzählt Carla Del Ponte von ihren allerersten Leichen, die sie zu Beginn der 1980er-Jahre als blutjunge Ermittlerin auf ein Leben mit Mord und Massenmord vorbereiteten. Damals wusste sie über die Welt des Verbrechens noch fast so wenig wie die Welt des Verbrechens über sie. Die Frau sei stocksteif gewesen und »krumm wie ein Croissant«, erzählt Del Ponte, die Polizei habe ihr den Rücken gewaltsam durchdrücken müssen, »krrrack«, so habe sich das etwa angehört. Del Ponte kichert im fahlen Licht des Abteils.

Und dann der Mann, der seine Frau getötet und dann sich selbst erschossen hatte, sein Hirn war über Bett und Nachttisch verteilt. »Ich war perplex«, sagt Del Ponte, reißt die Augen auf und zieht die Hände auseinander, »wie groooß so ein Gehirn ist«. Stille. Dann lacht Carla Del Ponte wieder. Nicht aus Respektlosigkeit, sie weiß, welches Leid der gewaltsame Tod bedeutet. Aber sie hat gelernt, das Unaussprechliche auszusprechen, das Unerträgliche zu ertragen. Sie ist abgehärtet von vielen Jahren, in denen sie mit dem Böartigsten konfrontiert wurde, was Menschen anrichten: Folter, Vergewaltigungen, Hinrichtungen. Deshalb lacht sie manchmal leise, als wolle sie sagen: Ach, was ist der Mensch?

Das also ist Carla Del Ponte, 71 Jahre alt, ehemalige Chefanklägerin der Haager UN-Kriegsverbrechertribunale für Ex-Jugoslawien und den Völkermord in Ruanda, ehemalige Mafijägerin im Schweizer Kanton Tessin, ehemalige Bundesanwältin der Schweiz. Eine Frau, die keine Scheu hatte, sich mit Schwerkriminellen anzulegen, mit Massenmördern, mit korrupten Politikern. Sie ist das, was man eine Erscheinung nennt – nicht zu übersehen, nicht zu überhören. Eine Dame mit schlohweißem Haar, die Handgelenke behangen mit Schmuck, der klimpert, wenn sie die Arme öffnet und schließt, als spiele sie Akkordeon. Ihre tiefe Stimme bläst sich manchmal laut auf, dann wieder surrt sie flüsternd in sich zusammen. Oft hört es sich an, als halte sie ein Plädoyer: Wichtige Worte zieht sie bedeutsam in die Länge.

Ihr Buch über den Syrien-Krieg – ein Zeugnis des Schreckens und des Scheiterns

»Das sind doch Komplimeente«, sagt sie zum Beispiel über all die Beleidigungen, die ihr Feinde entgegenschleuderten: »La Puttana«, »Carlita la Peste«, »Kurva Del Ponte« – Schlampe, Pest, Hure. Andere Kritiker nannten sie »unkontrollierbare Rakete« oder »weiblicher Zorro«. Eine Staatsanwältin, die keine Gegner hat, macht etwas falsch, findet Del Ponte. Doch ihre Anhänger sind in der Mehrheit. Für sie ist der Name Del Ponte ein Synonym für Mut. Als sie an

der Universität Leuven in Belgien die Ehrendoktorwürde erhielt, sagte der Festredner: »Sie haben wiederholt bewiesen, dass sie mutig hinter ihrer Überzeugung stehen.« Das war 2002. Im Februar 2018 bekam Del Ponte den Hessischen Friedenspreis, und die Laudatoren würdigten, »mit welchem Mut Carla Del Ponte Verbrechen verfolgt und zur Anklage gebracht hat«. Sie sei ein »Vorbild für Mut«, und man müsse hoffen, »dass andere Mutige ihrem Beispiel folgen«.

Doch woher rührt dieser Mut?

Die Zugfahrt durch den Gotthardtunnel fördert Antworten zutage, sie führt ins Tessin, verläuft also quasi rückwärts durch die Biografie dieser Passagierin, bis zu den Giftschlangen, die sie als Kind jagte. Del Ponte sagte, als sie noch an Gleis 8 des Züricher Bahnhofs stand, es sei »seltsam«, ganz ohne Bodyguards zu reisen, »das habe ich ewig nicht gemacht«. Über viele Jahre stand sie unter Personenschutz, schon 1989 war sie einem Anschlag der Mafia entgangen – ein Wendepunkt in ihrem Leben, über den noch zu reden sein wird.

So wird diese Reise selbst zur kleinen Mutprobe für Del Ponte. Zumal sie jeder erkennt. Kaum eingestiegen, macht die junge Frau von schräg gegenüber Fotos von ihr, und auch der Kellner im Bordbistro bittet um einen Schnappschuss, auf dem er dann schaut, als stehe er neben einer Heiligen. Der Schaffner erkennt sie und wechselt rasch ins Italienische: Ob sie denn nicht mehr im Ausland lebe, will er wissen. Nein, wieder in der Heimat, sagt sie, und er: »Schön, dass Sie zurück sind, Signora.«

Del Ponte wirkt erschöpft. Hinter ihr liegt ein Tag voller Interviews, am Morgen hat sie ihr neues Buch vorgestellt: *Im Namen der Opfer*. Darin rechnet Del Ponte mit dem »Versagen der UNO und der internationalen Politik in Syrien« ab; im Mittelpunkt steht die UN-Kommission, die seit 2011 Menschenrechtsverletzungen im Syrien-Krieg aufklären soll. Del Ponte trat 2017 als Kommissarin des Gremiums zurück – frustriert darüber, wie wenig es ausrichtet.

Das Buch ist die Bestandsaufnahme eines nicht enden wollenden Krieges seit 2011. Es berichtet von Bombenangriffen auf Marktplätze, Schulen, Krankenhäuser, zitiert Augenzeugen, die den in Blutrausch geratenen Soldaten entkamen; es listet auf, wie Terroristen sexuelle Gewalt als Waffe einsetzen und mit Autobomben »Kuffar« – Ungläubige – in die Luft jagen, und es erzählt von Hinrichtungen auch junger Menschen, die fast noch Kinder waren. Del Ponte schildert die Folter in Gefängnissen, berichtet, wie Frauen verkauft werden, beschreibt das Leben in Flüchtlingslagern, wo Verwundete sich unter unwürdigsten Bedingungen ans Leben klammern. »So deutlich«, schreibt Del Ponte, »war mir die Verheerung des Krieges noch nie vor Augen geführt worden.«

Das Buch ist aber nicht nur ein Dokument des Schreckens, sondern auch des Scheiterns. Del Ponte greift darin die Vetomächte im UN-Sicherheitsrat an, von denen sie sich ein Tribunal für Syrien versprochen hatte. Schließlich hatte die Kommission akribisch eine Liste potenzieller Kriegsverbrecher angefertigt, gestützt von mehr als 5000 Zeugenaussagen. Auch der Völkermord des IS an den Jesiden wurde dokumentiert und 25 Vorfälle mit chemischen Waffen. Doch all das bewirkte: fast nichts. Weil, so Del Ponte, die internationale Politik kein Interesse an einer Strafverfolgung der Täter hat. Selbst einen Giftgaseinsatz und

tote Kinder vergesse die Welt nach ein paar Tagen – lange bevor die Schuldigen ausgemacht sind. »Es ist eine Tragödie.«

Und dann habe sie der Vorsitzende der Kommission auch noch persönlich ausgebremst, Paulo Sérgio Pinheiro. Dieser UN-Mann habe sie keine inhaftierten Terroristen verhören und auch nicht nach Damaskus reisen lassen. Während sie selbst darauf gebrannt habe, »die Täter im heißen Stuhl vor mir zu haben«, habe Pinheiro verhindert, Verdächtige zu benennen – man sei ja keine Staatsanwaltschaft. Pinheiro seinerseits will über Del Pontes Vorwürfe nicht sprechen, gegenüber der *ZEIT* erklärt sein Pressesprecher, man kommentiere die Aussagen früherer Mitglieder nicht. Del Pontes Urteil für die Kommission aber lautet: eine »Alibi-Übung«. Dass sie ihre Kritik so direkt formuliert und im Buch selbst die Schuldigen benennt: Das ist schon »nach mir die Sintflut«-mutig.

Der Schnellzug passiert den Zürichsee und gibt den Blick auf das sonnige Alpenpanorama frei, doch Del Pontes Blick ist düster. Die Journalisten haben sich bei der Buchvorstellung mehr für sie selbst als für ihr Anliegen interessiert, das enttäuscht sie. Hat ihr Rücktritt aus der Kommission etwas bewirkt? »Es hat sich nichts verändert.« Bewirkt das Buch etwas? »Ich habe keine Hoffnung.«

Die Verzweiflung hat Del Pontes Tatendrang in ungewohnte Bahnen gelenkt. Während draußen die akkuraten Vorgärten vorbeifliegen, erzählt sie vom größten Flüchtlingslager der Welt. In Saatari leben mehrere Zehntausend Syrer in Hütten, Zelten, Verschlägen. »Ich konnte nichts für sie tun«, sagt Del Ponte, »und dann hat mich dieser elternlose Junge mit den Sauerstoffschläuchen in der Nase angeschaut.« Zurück in der Schweiz, suchte sie nach Adoptiveltern; doch als sie fündig wurde, war der Waise schon in den Wirren des Krieges untergegangen und der behandelnde Arzt unauffindbar. Auf eigene Faust Flüchtlinge retten – auf die Idee wäre Del Ponte nie verfallen, als sie in Den Haag noch gegen Kriegsverbrecher auf dem Balkan und in Ruanda ermittelte. Wozu auch? »Als ich Chefanklägerin war«, sagt Del Ponte und zieht das unsichtbare Akkordeon auseinander, »hatte ich riesige Möglichkeiten.«

Massaker in Ex-Jugoslawien und anderswo – Carla Del Ponte verzweifelt daran nicht

Plötzlich hellen sich ihre Gesichtszüge auf, jetzt gewinnt sie dem Panorama hinter der Scheibe wieder etwas ab: »Wie schön das hier ist«, sagt sie. Die Bilanz des Haager Tribunals? Mehr als 160 Personen angeklagt, 84 verurteilt. Zwar kam mancher Verdächtige frei, und bevor der frühere jugoslawische Präsident Slobodan Milošević verurteilt werden konnte, starb er im Gefängnis. »Wie ein Engel«, kommentiert sie ironisch, »da war ich schon sehr verärgert mit meinem Gott.« Ihr Gott? Gläubig sei sie schon, sagt Del Ponte, auch wenn sie nicht zur Messe gehe und weder Kraft noch Mut aus dem Glauben schöpfe. Auf Gott will sie sich nicht verlassen, auf die Menschen kommt es an. Sie haben auch den Haager Gerichtshof zu einem Erfolg gemacht – zu ihrem Erfolg. Alle wichtigen Kriegsverbrecher seien zur Rechenschaft gezogen worden, sagt Del Ponte.

Man kann sagen: Del Pontes Mut als Chefanklägerin kam daher, dass sie das Recht hinter sich wusste und die Kraft spürte, es durchzusetzen. Denn auch in Den Haag war sie mit zahllosen Grausamkeiten konfrontiert, doch damals verzweifelte sie nicht. Nicht einmal, als sie zum ersten Mal mit einem Massenmord konfrontiert wird. 1999 war das.

Ein Massengrab im Kosovo, Carla Del Ponte riecht den Geruch des Todes, sieht die ineinander verdrehten Körper in der Erde und beobachtet, wie Pathologen Tote aufsägen und untersuchen. Was sie sieht, die zerfressenen Leichname, die Fliegen, all das lässt sie kalt: Es dient der Faktensammlung, sie will Anklagen vorbereiten. Ähnlich geht es ihr, als sie später nach Ruanda reist und in ein Backsteingebäude mit Wellblechdach tritt, eine ehemalige Kirche: Auf Tischen liegen die Schädel der Kriegsoffer. Bei dem Anblick wird Del Ponte erfasst vom Drang, den Hinterbliebenen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Die Massaker in Ex-Jugoslawien und anderswo ermutigten die Chefanklägerin. Die Opfer waren es, die ihr Mut machten und ihr die Wut der Gerechten einflößten. Zum Beispiel der Zeuge O., der den Massenmord von Srebrenica verwundet und inmitten von Leichen überlebt hatte. Seine Aussagen trugen dazu bei, dass Kriegsverbrecher wie der bosnisch-serbische General Ratko Mladić wegen Völkermords zu lebenslanger Haft verurteilt wurde. »Die Opfer aus Ex-Jugoslawien haben meine Batterien aufgeladen«, sagt Del Ponte, »Syrien hat sie entleert.«

Hinter Arth-Goldau verschwindet die Bahn im Gotthardmassiv, im 57 Kilometer langen Tunnel. 20 Minuten braucht der Zug bei 200 Kilometern in der Stunde. Zeit, um mit Del Ponte über die Mafia zu reden – und über Giovanni Falcone. Jenen Mann, an dessen Seite sie beinahe selbst zum Opfer eines Verbrechens geworden wäre: Es ist zu Beginn der 1980er-Jahre, Del Ponte – Mitte dreißig – hat als Scheidungsanwältin gearbeitet, sich dabei sehr gelangweilt und ist nun Staatsanwältin im Tessin. Sie hat die gekrümmte Nackte und den Mann ohne Hirn gerade hinter sich, da tritt Falcone in ihr Büro. Der Untersuchungsrichter aus Palermo kämpft in Italien gegen die Cosa Nostra, die sizilianische Mafia. Weil viele Mafiosi ihr Geld aus Drogengeschäften im Tessin waschen, sucht er in Lugano nach Verbündeten – und landet bei der jungen Ermittlerin.

Von ihm lernt sie, Beschuldigte so zu vernehmen, dass sie auspacken. Falcone ist zu jener Zeit in ganz Italien bekannt, und er ist in Gefahr; schon mehrfach hat die Cosa Nostra Ermittler und Richter ermordet. Falcones Mut sei damals auf sie übergegangen, sagt Del Ponte, und als Falcone sie in der *Repubblica* als »Hartnäckigkeit in Person« beschrieb, habe sie das noch mehr motiviert.

Dann gerät auch ihr eigenes Leben in höchste Gefahr. Im Juni 1989 reist sie nach Palermo zu Falcone, sie verabreden sich zu einem Besuch in Falcones Ferienhaus. Dort am Strand findet die Polizei später eine Tasche mit Dynamit, der Anschlag hätte sie und Falcone umbringen sollen. Als die Carabinieri ihr das berichten, steigt entsetzliche Furcht in Del Ponte auf. Du musst weitermachen, sagt sie sich trotzdem. Und langsam weicht die Angst. Auch als sie Jahre später mit der Drogenpolizei in Kolumbien unterwegs ist und im Hubschrauber beschossen wird, kehrt die Angst nicht zurück.

Falcone aber stirbt. Das ist 1992. Zusammen mit seiner Frau und drei Leibwächtern kommt er um, als die Mafia 500 Kilogramm Sprengstoff unter einer Autobahn zündet. Del Ponte sieht die Autotrümmer im Fernsehen und einen Krater im Asphalt. Ihr Freund ist tot, und sie spürt eine große Leere. Sie erhält ebenfalls Morddrohungen, Bodyguards begleiten sie jetzt auf Schritt und Tritt. Plötzlich denkt sie darüber nach, wieder als Scheidungsanwältin zu arbeiten, sie hat schließlich ein Kind.

Mario Timbal heißt Del Pontes Sohn, er trägt den Nachnamen des Vaters. Großgezogen wird er von der Großmutter, seine Mutter sieht er selten; Fremden gegenüber leugnet er jede Verbindung zu ihr, um nicht in Gefahr zu geraten. Das hat sich jetzt geändert. Mit der *ZEIT* sprach der 40-Jährige erstmals über seine Mutter. Auch wenn sich sein Leben sehr von dem anderer Kinder unterschieden hat, gibt er ihr keine Schuld: Sie habe immer getan, was gerecht und richtig war, auch wenn damit große Gefahren verbunden waren.

So ist es auch nach Falcones Tod. Eine Staatsanwältin aus Mailand beschwört Del Ponte, jetzt bloß nicht aufzugeben; sie hält den erlöschenden Mut Del Pontes wach – zum Mut gehören wohl immer Menschen, die ihn befeuern. Del Ponte kämpft weiter und verhört 1994 Salvatore »Totò« Riina, der den Mord an Falcone in Auftrag gegeben hat; der Mann mit dem Spitznamen »Bestie« wird wegen zahlreicher Morde zu 13-mal lebenslanger Haft verurteilt. »Niemand hat einen gefährlicheren Job«, schreibt die *Weltwoche* über Del Ponte. Kurz darauf wird sie zur Bundesanwältin, also zur Chefermittlerin der Schweiz berufen; fortan ermittelt sie auch im Umfeld von Politikern wie Boris Jelzin. »Falcones Tod«, sagt Del Ponte heute, »hat mich nur stärker gemacht.«

Am anderen Ende des Gotthardtunnels taucht das Tessin auf, mit Sonnenschein und grünen Berghängen. Der Zug hat Carla Del Pontes Heimat erreicht und das Gespräch ihre Jugend. Sie erzählt, wie sie im Bergdorf Bignasco aufwuchs und sich früh gegen ihre drei Brüder behaupten musste. Wenn die in den Bergen des Valle Maggia herumkletterten, so kletterte Carla hinterher. Wenn ihr Bruder Flavio, der Chirurg werden wollte, Fröschen die Beine amputierte und dann wieder annähte, dann tat Carla das auch. Sie erkämpfte sich den Respekt ihrer Brüder, als sie in den Kalksteinhängen Vipern jagte, um sie dann in Locarno für 50 Franken pro Tier zu verkaufen. Carla, die Schlangenjägerin – ein Bild, das sie mag.

Del Ponte gelang es auch, sich gegen den Vater durchzusetzen, der für sie ein Leben als Haus- und Ehefrau vorgesehen hatte. Stattdessen heiratete sie zweimal und ließ sich zweimal scheiden. Sie wurde zur begeisterten Rennwagenfahrerin, noch heute schwärmt sie von dem »Gefühl, wenn man in eine Kurve hineinrast und das Herz bis zum Halse schlägt«. Sie studierte Jura, bestärkt von ihrer Mutter, der sie auch ihr neues Buch gewidmet hat. »Sie hat mir beigebracht, nie nachzulassen, wenn ich mich im Recht fühle«, sagt Del Ponte. »Sie hat mir Selbstvertrauen mitgegeben.«

Das Selbstvertrauen ist so groß, dass Del Ponte mitunter übers Ziel hinausschoss: 2008 behauptete sie, Kosovo-Albaner hätten im Kosovo-Krieg mit den Organen getöteter Serben gehandelt. Sie erntete viel Kritik, denn der Vorwurf konnte bisher nicht belegt werden. Viele Schweizer erinnern sich auch an die ungestüme Bundesanwältin, die 1994 Redaktionsräume der *Sonntagszeitung* durchsuchen ließ, nachdem Journalisten aus vertraulichen Ermittlungsakten zitiert hatten. Der Presserat rügte das Vorgehen als »reinen Vergeltungsakt«, aber Del Ponte bedauerte das Vorgehen nie. »Ich gehorche dem Gesetz«, sagt sie auch heute, »es ist mein Limit, meine Hilfe, mein Alles.«

Bahnhof Bellinzona: Carla Del Ponte steigt aus, zieht einen Rollkoffer von Louis Vuitton hinter sich her. Zu ihrer Wohnung mit den Panzerglasscheiben reist sie allein weiter.

Wäre dieser Text ein staatsanwaltliches Plädoyer, dann subsumierte er, dass Del Pontes Mut sich aus vielen Quellen speiste, dass er durch die Konfrontation mit Konkurrenten und Gegnern wuchs – ganz organisch, bis er zum selbstverständlichen Teil dieser Frau geworden sei. Wäre dieser Text ein Plädoyer, dann schlosse er damit, dass Del Ponte sich auf vielerlei Weise um die Gerechtigkeit verdient gemacht hat und man sie dazu verurteilen möge, lebenslänglich weiterzumachen. Doch Carla Del Ponte, inzwischen zweifache Großmutter, mag nicht mehr. Sie sei nun »auf freiem Fuß«, hat sie am Morgen den Züricher Journalisten erklärt. »Ich bin pensioniert und möchte pensioniert sein.«

Wirklich?

Einige Tage später tritt Del Ponte in der Berliner Volksbühne auf. Das Business-Netzwerk Xing hat sie eingeladen – und einen weiteren Pensionär, den früheren Außenminister Joschka Fischer. Del Ponte hält zu Beginn eine Rede, sie beugt sich übers Rednerpult, lehnt sich zurück, schwenkt das unsichtbare Akkordeon, hebt wütend die Stimme, senkt sie geheimnisvoll ab. Sie schimpft, wie wenig die Menschenrechte zählen, sie fordert, Baschar al-Assad vor ein Gericht zu stellen. In der ersten Reihe gähnt Joschka Fischer, reibt sich die Stirn, senkt den Kopf. Später in der Diskussion wird er Del Ponte belehren, dass es eben Sache der Politik sei, ein Tribunal einzurichten; er wird den mutlosen Realisten geben, der über Del Pontes »Illusionen« den Kopf schüttelt und auf die Frage, wovon er träume, erwidert: »In meinem Alter träumt man schlecht.« Gefangen in seiner Resignation wird Fischer zum besten Zeugen dafür, wie sehr die Welt mutige Leute braucht, Menschen wie Carla Del Ponte. Und Nachahmer natürlich – falls sie selbst nicht doch noch einmal zur Wiederholungstäterin wird.

About Schmidt

Unverschämt, unnachgiebig, ungebremst. Der ewige Rebell Michael Schmidt hat aus einer maroden Werft einen der größten Jachtbauer der Welt, Hanseyachts, geformt. Nun kämpft er gegen den niedrigen Börsenkurs

In der riesigen Bootshalle ist es so still wie auf Greifswalds Straßen. Irgendwo kreischt eine einzelne Säge. Für die beiden Männer, die von einem Gerüst aus ins Innere einer Segeljacht schauen, ist sie allenfalls so laut wie das Brummen einer lästigen Hummel. Rums. Das Tor zum Hangar wird aufgestoßen, ein Mann mit wehenden grauen Haaren und imposantem Bauchumfang nähert sich in rasender Geschwindigkeit und entert das Gerüst. „Hi, Kalle. Hi, Georg“, nuschelt Michael Schmidt, ohne aufzuschauen. Er beugt sich tief über das Geländer der Jacht „Dehler 41“ und fuchtelte mit den Fingern in Richtung Schlafkoje. „Das Bett gefällt mir noch nicht. Sieht scheiße aus.“ Hier noch etwas Schaumstoff weg, da noch was drauf, auch die Holzverkleidung der Sitzecke gehe gar nicht. „Denkt euch da mal was anderes aus“, sagt Schmidt, dreht sich um und zieht wieder ab. Grußlos.

Nicht dass Möbeldesign zu Schmidts Spezialgebieten gehören würde. Doch der Chef und Gründer des Bootsbauers **Hanseyachts** hat einen einfachen Führungsstil: Alles hört auf sein Kommando. Er funkt jedem ins Handwerk, weiß alles besser und rastet aus, wenn was nicht läuft, wie er will. Für Schmidt ist das Teil seines Erfolgs: „Wenn ich von einer Idee überzeugt bin, dann setze ich sie auch durch.“

Das erfahren seine Mitarbeiter Tag für Tag. Schmidt hat in Greifswald die Crème de la Crème der internationalen Segel- und Jachtszene versammelt. Marketingchef ist der Segelweltmeister und Ex-Chefredakteur des Magazins „Yacht“, Jörn Bock. Die Boote designt Rolf Vrolijk, der auch Jachten für den Admiral's und den America's Cup entwirft, die wichtigsten Regatten weltweit. Auch Finanzchef Udo Potthast segelt leidenschaftlich gern, so wie fast jeder in der **Hansegroupp**-Führungsmannschaft. Deshalb funktioniert das System Schmidt. Die Besten bauen die besten Boote, haben die besten Ideen – und geben Schmidt mit Leidenschaft Kontra. Auch wenn sie sich manchmal damit abfinden müssen, dass „eins und eins auch drei sein kann“, wie

ein Mitarbeiter klagt. Als Schmidt kurz nach der Wende eine heruntergekommene VEB-Werft in Greifswald kaufte, hätte niemand einen Cent auf seinen Erfolg gesetzt. Außer ihm selbst.

„Ich hatte seit Jahren von einer eigenen Werft an der Ostsee geträumt“, erzählt Schmidt. Durch Zufall landet er auf einer Polenreise in Greifswald, kauft die Werft zum Schnäppchenpreis und übernimmt 30 Angestellte. Doch das Reparaturgeschäft kommt nicht in Schwung.

Schmidt treibt für einen Appel und ein Ei Kunststoffformen für Jachten in Schweden auf – „da war gerade Wirtschaftskrise“ – und lässt sie von seinen Leuten im Winter zu Booten umbauen. Mit seinem schwedischen Bootsbaumeister streitet er sich wochenlang um die passende Konstruk-

„Wir haben gedacht, wir können alle übers Wasser laufen“

tion. Schmidt wütet, rennt weg, kommt wieder, wütet weiter. Und verliert. Doch den Familiensegler „Hanse 291“ verkauft er 1993 zum Niedrigstpreis von 44 444 D-Mark auf der Hamburger Messe auf Anhieb 30-mal. Die Werft ist gerettet. Heute gibt Schmidt 720 Leuten Arbeit.

Zu den praktischen, in Serienproduktion gefertigten Booten der Ursprungsmarke Hanseyachts hat Schmidt die eleganten englischen Decksalonsegler der Marke **Moody** zugekauft. Dazu die heutige Motorbootsparte **Fjord** und die bei erfahrenen Sportlern geschätzten **Dehler**-Jachten. Hanseyachts verkauft hinter der französischen **Bénéteau/Jeanneau-Gruppe** und dem deutschen Großserienbauer **Bavaria** die meisten Segeljachten weltweit.

Das Geschäft brummt. Von 1998 bis 2007 wächst der Bootsbauer durchschnittlich 44 Prozent im Jahr. Schmidt erfindet mit den „Hansebooten“ den Serienbau neu und stellt so viele Module zur Auswahl, dass

sich jeder für wenig Geld sein eigenes Schiff zusammenstellen kann. „Wir haben gedacht, wir können alle übers Wasser laufen“, sagt Schmidt.

Die Sause gipfelt im Börsengang im März 2007. Die Anleger reißen sich um die Aktien der Erfolgsstory aus der ostdeutschen Provinz und zeichnen den Titel zu 36 Euro. Mit einem Kurs-Gewinn-Verhältnis von 33, bezogen auf das zurückliegende Geschäftsjahr, wird die Aktie weit höher eingeschätzt als die Autopremiummarken **BMW** und **Porsche**.

Doch Schmidt sorgt für einen Eklat: Er kommt nicht aufs Parkett nach Frankfurt. Seine Finanzpartner betteln, rufen an, bombardieren ihn mit Mails. Keine Chance. „Ein Börsengang ist doch nichts anderes als eine Kreditaufnahme“, schimpft Schmidt. Raus aus Cordhose und bunter Flanelljacke? Sich in einen feinen Anzug schmeißen, einen Schlips umbinden? „Warum soll ich mir so was anziehen? Ich krieg da Herpes von.“ Das ist Schmidt, ehrlich bis zur Schmerzgrenze, biegsam wie eine Eisenstange. Mit „Kleinigkeiten“ hält er sich nicht lang auf. Nicht mit Höflichkeit, nicht mit Garderobe und schon gar nicht mit so unscheinbaren Erfindungen wie Investor Relations oder Quartalsberichten. „Es ist größter Schwachsinn, alle drei Monate irgendwelche Ergebnisse abliefern zu müssen“, sagt Schmidt.

Der Bootsbauer mag nicht nur keine Konventionen, er nimmt sie nicht einmal wahr. Er führt keinen Terminkalender, bleibt spontan eine Woche auf dem Wasser, wenn er keine Lust hat zu arbeiten. Briefe von Privatbanken ignoriert er, legt stattdessen sein Geld in Immobilien an, die ihm auf Anhieb gefallen. Und wenn er sämtliche Nachbargrundstücke zukaufte, um die Lage zu verbessern.

Diese Charaktermerkmale entwickelt Schmidt früh. Die Schule schwänzt er ständig, um zu segeln. Als er dann seinen Kunstlehrer ein „Nazischwein“ nennt, fliegt er raus. Sein Vater zwingt den 16-Jährigen zu einer Lehre als Reederei- und Schiffsfahrtskaufmann. Schmidt malocht 14 >



MICHAEL SCHMIDT

macht in Kiel eine Ausbildung zum Reederei- und Schifffahrtskaufmann und jobbt als Jachtmakler, Bootsbauer, Werftbetreiber, Automechaniker und Boulevardreporter, bevor er in Greifswald **Hansejachts** gründet. Schmidt verleidet seinen beiden Töchtern das Segeln, indem er sie auf eine Kinderjolle setzt und dieser einen kräftigen Schubs gibt. Der 62-Jährige holt sich Inspirationen für Boote auf der Hamburger Alster – und dem Berliner Wannsee.



Stunden am Tag, fährt im Winter um 4 Uhr morgens mit dem Fahrrad zum Hafen, um Viehdampfer aus Dänemark abzufertigen. „In Stalingrad war es noch kälter. Schmidt, halt die Schnauze“, sagt sein Chef, wenn er sich beschwert. „Da hab ich nichts mehr gesagt“, meint Schmidt.

Nach ersten Jobs in Reedereien schließt sich der heute 62-Jährige einer Gruppe Segler in Hamburg an. Sie hausen mietfrei in einer Kommune an der Elbchaussee. Groß, nobel, ohne Regeln. Mit von der Partie sind schon seine heutigen Kollegen Bock und Schiffsdesigner Vrolijk. Sie kaufen alte Autos, reparieren sie und verkaufen sie zum vierfachen Preis weiter. Leben von 300 Mark im Monat. Segeln in Kiel, Kanada, überall, wo Regatten ausgetragen werden. In der Bootsklasse Shark wird Schmidt auf Anhieb Vizeweltmeister. Doch mit dem geschneiegelten Hamburger Goldknopf-Etablissement kommt die wilde Bande nicht klar. Sie treibt sich mit der kommunistischen Partei in Altona herum, segelt am 1. Mai 1969 in den schwer bewachten Nato-Marinehafen Olpenitz und hisst die sowjetische Flagge. „Wir haben tierisch Ärger gekriegt, aber es war uns scheißegal.“ Die Flagge blieb hängen, der Strand war öffentlich.

Wenn Schmidt durch Greifswald läuft, kennen ihn alle: Restaurantbesitzer, Segler, Passanten. Sie nennen ihn „Schmiddel oder Digger“. Mit den wirren Haaren und der nötigen Aussprache wirkt er ein wenig wie ein alter Rockstar. Frauen hört er zu und bedenkt sie mit Komplimenten. In den 80er-Jahren wählten ihn die Playboy-Leser sogar zum Mann des Jahres.

„Ich bin durch meinen Sport gewöhnt, mit dem Arsch an der Wand zu stehen“

Schmidt sagt über sich selbst, dass er ruhiger geworden wäre, altersmilde. Zum Interview scheint er sich sogar ein wenig fein gemacht zu haben. Das weiße Hemd unter der karierten Flanelljacke: gebügelt. Makellos. Doch in seinem Umfeld gehen darüber die Meinungen auseinander. Okay, Handys würden seltener durch die Luft fliegen. Oder Kaffeetassen. Ansonsten sei er der alte Rabauke. „Verrückt“, „skurril“, „wahnsinnig“ nennen ihn Freunde und Geschäftspartner. Und sie meinen es respektvoll. Von Lieferanten fordert Schmidt schon mal, sämtliche Teile für die Jachten kostenlos zu liefern. Schließlich würden die Kunden doch später Ersatzteile und Reparaturen ordern. „Da hilft nur Widerstand.“

Seinen Freunden und seinen Töchtern hilft „Schmiddel“, wo er kann. Er hört sich Probleme an, bietet Jacken an, wenn der Wind pfeift. Finanziert kleine Werften, die von Banken abgewiesen werden.

Und es geht noch weicher. Im schlimmsten Moment seiner beruflichen Laufbahn hat Schmidt geheult: Auf dem Zenit der Finanzkrise brachen die Umsätze um gut 60 Prozent ein. Im September 2008 warteten die Händler vergeblich auf Aufträge. Im Oktober beantragte Schmidt Kurzarbeit und entließ 110 Mitarbeiter. Er berief



eine Betriebsversammlung ein und begann mit den Worten: „Wir haben keine andere Chance.“ Dann versagte ihm die Stimme. Der Aktienkurs rauschte auf weniger als 5 Euro – und dümpelt bis heute in diesem Bereich herum.

Schmidt hat gemacht, was er immer gemacht hat: die Ärmel hochkrepeln und anpacken. Viele aus der erfolgsverwöhnten Belegschaft litten unter Burnout-Erscheinungen, einige fielen monatelang aus. Schmidt kämpfte. „Ich bin durch meinen Sport gewöhnt, mit dem Arsch an der Wand zu stehen“, sagt er. 2009 verkauften sich fast nur Sondermodelle mit hohen Preisnachlässen, doch die Käufer kommen wieder, die Bootshallen füllen sich mit fertigen, in Folie verschweißten Jachten.

Der Chef hat die Abläufe vereinfacht, um die sich in den Wachstumszeiten kaum jemand gekümmert hat. Hanseyachts produziert jetzt schneller, zeichnet Modelle mithilfe einer Software, stellt wieder Mitarbeiter ein. 2009/10 ist der Umsatz mit 73,2 Mio. Euro immerhin auf gut die Hälfte des Vorkrisenjahrs angewachsen.

„Es wird noch zwei bis drei Jahre dauern, bis wir wieder da sind, wo wir vor der Krise waren“, sagt Schmidt. Und die Aktie von Hanseyachts? „Ganz einfach“, meint der Bootsbauer. „In dem Moment, wo wir wieder gut verdienen und es nach oben geht, geht auch die Aktie nach oben.“



INA LINDEN
schreibt über die Menschen an den Kapitalmärkten.
linden.ina@guj.de

Der letzte Stein Kohle



Eine Fahrt ins letzte Steinkohle-Bergwerk Deutschlands: Wenn die Zeche Prosper-Haniel schon ewig kosten wird, hat sie dann Potenzial für grüne Energie? VON JOHANNA KUROCZIK

Wenn der käfigartige Aufzug mit vierzig Kilometer pro Stunde senkrecht in die Tiefe saust, erinnert er an einen der Freifall-Towers auf der Kirmes. Nur dass es hier stockfinster ist. Und dass niemand vor Vergnügen kriescht. Die einzige Extravaganz: Auf der Einfahrt in Schacht 10 – über einen Kilometer geht es in die Tiefe – nehmen die Bergleute eine Prise Schnupftabak. Das hat Tradition. Rauchen ist im Bergwerk strengstens verboten, genauso wie Unterwäsche aus Polyester: Jeder Funke bedeutet Explosionsgefahr.

Steinkohle wird hier in Bottrop schon jetzt, im Oktober, nicht mehr gefördert. Wer hier noch einfährt, räumt auf. Oder gehört zu den Wissenschaftlern, die sich Gedanken über die Zukunft des Bergbaus und den Ausstieg daraus machen. Doch am 21. Dezember ist im Steinkohlebergwerk Prosper-Haniel endgültig Schluss. Feierlich und höchstpersönlich wird der Bundespräsident den letzten Brocken Steinkohle zutage fördern. Mit dieser symbolischen Geste endet der Steinkohlebergbau in Deutschland.

Weißes Neonlicht erhellt die Strecken, die waagerechten Gänge im Bergwerk. Von der Decke hängen Kabelwüste. Plakate mit Sicherheitshinweisen, die an den Wänden kleben, ermahnen niemanden mehr, sie erinnern nur noch daran, dass die Arbeit unter Tage gefährlich war.

Diese Gefahren, genauso wie die Härte der Arbeit, das Traditionsbewusstsein der Bergleute, die Mithen der Nachkriegszeit – all das gehört zum Mythos Ruhrgebiet. Und der wird jetzt zum Abschied noch einmal beschworen. Doch nüchtern betrachtet ist das Ende des Steinkohlebergbaus schon lange fällig. Noch bevor die ökologischen Folgen der Kohle-Zeit allgemein bekannt wurden, war der Steinkohleabbau hierzulande ökonomisch unsinnig geworden. Allein in den Jahren 1980 bis 2003 wurden über 100 Milliarden Euro staatlicher Zuschüsse in den Kohleschächten versenkt. Seit den Sechzigerjahren ist die deutsche Steinkohle nicht mehr wettbewerbsfähig: zu teuer für die Weltmarkt, verdrängt von Öl und günstiger Importkohle aus Ländern wie Kolumbien, in denen der Energieträger günstiger im Tagebau gewonnen wird. Der Mythos des Kohlenports wurde mit Subventionen in Milliardenhöhe am Leben gehalten.

Überall in den Gängen in Richtung der Abbaustelle passiert man heute stillgelegte Förderbänder, Kabelrollen und allerlei Maschinerie; es sieht schon sehr nach Auszug aus. »Das ist ein Wüst an Materialien, den wir über Tage schaffen müssen«, sagt Michael Sagenschneider. Er ist Sprecher des Bergwerks und betreut den Rückzug.

Bis Ende 2019 muss alles raus. Dazu gehören auch die Schienen und Waggons der Diesellokomotive. Mit dieser Transportbahn, deren Wagen wie bei einer Schwebebahn von der Decke hängen, ruckelt man in gemächlichem Tempo durch den schummrigen Tunnel zu der Förderstelle. Von alledem wird einzig der Stahlbogenschieber bleiben, der die unterirdischen Wege stabil hält, erklärt Sagenschneider: »Die brauchen wir, um das Wasser zu den Pumpen zu leiten, die es nach oben befördern.«

Wasser – das ist das zentrale Thema der Nach-Bergbau-Ära. Die Zukunft Prosper-Haniels wird noch diskutiert. Man wird wahrscheinlich Schächte und Strecken mit Beton füllen. Man könnte sie aber womöglich auch zur Energiespeicherung nutzen. Oder sie zumindest teilweise mit Kultur füllen. Doch egal, was man tut: Das Wasser wird die Nachwelt noch lange beschäftigen. Zum einen das an der Oberfläche, zum anderen das in der Tiefe der Grube.

Oben sammeln sich oberflächennahes Grundwasser, Regen und Wasser aus Bächen in Senken,

die der Bergbau geschaffen hat. Nach dem Abbau schließen sich die unterirdischen Hohlräume, dadurch haben sich große Flächen des Ruhrgebiets abgesenkt, um fünf bis zehn Meter, teilweise sogar um dreißig. Damit diese gewaltigen Gebiete nicht absaufen, werden sie eingedeicht und das Wasser wird abgepumpt. Die höchsten Deiche Deutschlands schützen nicht gegen die Fluten der Nordsee, sondern gegen die des Flusses Lippe und stehen in Hamm. Eine »rheinische Seenplatte« entstand, wenn nicht rund 600 Pumpen tagtäglich dagegehielten. Eine einzige Anlage pumpt in jeder Sekunde den Inhalt von dreißig Badewannen. Mit der Wassermenge, die jährlich allein in der Emscher- und Lippe-Region gefördert wird, könnte man die nahegelegene Ederstoppsee viermal befüllen.

Solche Nachsorge-Anstrengungen nennen die Fachleute »Ewigkeitsaufgaben«. Und das sind keine Kleinigkeiten. Für die Zeit nach dem Bergbau wird die RAG, ehemals Ruhrkohle AG, als letzter Betreiber der Bergwerke in der Region in Zukunft 220 Millionen Euro ausgeben – jedes Jahr.

Zusätzlich zum Wasser an der Oberfläche muss die RAG auch das Wasser in der Grube unter Kontrolle halten. Regen und Grundwasser sickern in die Tiefen des Bergwerks und sammeln sich zu unterirdischen Flüssen. Dieses Wasser ist teilweise extrem salzhaltig und, so befürchten Umweltschützer, mit Schadstoffen belastet. Bisher befördern Pumpen an 13 Stellen in Nordrhein-Westfalen jedes Jahr 100 Millionen Kubikmeter Grubenwasser in die umliegenden Flüsse – meist ungefiltert.

Ob das tatsächlich ewig so weitergehen muss, ist umstritten. Es ist geplant, die Pumpen-Standorte von 13 auf 6 zu reduzieren. Der Geoingenieur Christian Melchers und sein Forscherteam verfolgen mit Grubenwasserensonden den Anstieg des Wassers in der ehemaligen Zeche Auguste-Viktoria in Marl. Melchers leitet das weltweit einzige Forschungszentrum zum Thema »Nachbergbau« an der Technischen Hochschule Georg Agricola in Bochum. Er glaubt belegen zu können, dass es nicht nötig ist, überall Grubenwasser abzupumpen. Die Druckverhältnisse untertage würden sich irgendwann stabilisieren und das Wasser nicht mehr weiter steigen. Außerdem habe das salzhaltige Grubenwasser nach bisherigen Erkenntnissen keine Tendenz, sich mit dem süßem Grundwasser zu mischen.

Nach der Fahrt mit der Diesellokomotive erreicht man die Abbaustelle, den Streb, aus dem bis September noch Steinkohle gefördert wurde. Hier ist die Kohle mittlerweile von einer Betonwand verborgen. Davon steht aber noch der stählerne Koloss, der den modernen Kohlebergbau überhaupt möglich machte. Die Zeiten, in denen Kumpel das schwarze Gold mit Spitzhacken oder Presslufthämmern aus dem Flöz schlugen, sind lange vorbei. Der 76 Tonnen schwere Wälzenschrämlader kann 300 Meter Streb ohne menschliches Zutun bearbeiten. Seine beiden mannshohen Schrämlader, bewehrt mit Meißeln aus Hartmetall, fräsen die Kohle aus dem Flöz – bis zu 15.000 Tonnen am Tag.

Doch auch dieses Monstrum muss raus aus dem Bergwerk. Es wird drei Wochen dauern, den Wälzenschrämlader in seine Einzelteile zu zerlegen und hochzuschaffen. Dafür ist Martin Peterle zuständig. Schon sein Vater schuftete im Bergbau, auch der Bruder arbeitete untertage. Ist die Arbeit in Bottrop beendet, geht es für den Wälzenschrämlader ins Museum. Für Peterle geht es nach China.

Martin Peterle wird, im Turnus mit Kollegen, nach China geschickt, um Schrämlader zu warten. Denn während Deutschland den Kohleabbau einstellt, blüht das Gewerbe andernorts auf. Der weltweite Kohleverbrauch steigt seit verganginem Jahr wieder. Vor allem China und die USA bauen mehr Kohle ab als zuvor, die amerikanischen Exporte wuchsen im Vergleich zum Jahr 2016 um 61 Prozent. »Unter der Trump-Regierung boomt die Steinkohle«, bestätigt Vladislav Kecojevic, Leiter

der Fakultät für Bergbauingenieurwesen an der University of West Virginia.

Nicht nur Totengräber und Verwerter bevölkern in den letzten Tagen der Zeche die Schachtanlagen. Die Überbleibsel des Kohlebergbaus regen ausgerechnet die Fantasie von Umweltschützern an. Könnte das Grab der klimaschädlichen Kohle nicht zur Wiege für innovative, grüne Energie werden?

Da ist zum einen das Grubenwasser. Aus ihm ließe sich Wärme gewinnen, immerhin ist es 30 Grad warm. In Anbetracht der Mengen berge es ein gewaltiges energetisches Potenzial, sagt der Geoingenieur Christian Melchers. In Bochum heizen bereits eine Feuerwache und zwei Schulen mit Grubenwasser aus der geschlossenen Zeche Robert Mühser. Und eine Studie, die das nordrhein-westfälische Landesamt für Natur, Umwelt und Verbraucherschutz Ende November veröffentlichte, zeigt: Im der gesamten Region des Steinkohlebergbaus könnte aus Grubenwasser Wärme für 75.000 Haushalte gewonnen werden. 1,2 Millionen Tonnen Kohlendioxid könnten so pro Jahr eingespart werden.

Allerdings wirken diese Einsparungen im Vergleich zu den CO₂-Emissionen, welche die Verbrennung von Kohle verursacht, wie Papierschiffchen neben einer Armada von Flugzeugträgern. Nach Berechnungen

der Heinrich-Böll-Stiftung verursacht der klimaschädliche Brennstoff 40 Prozent des weltweiten CO₂-Ausstoßes. Wollte man den globalen Temperaturanstieg auf zwei Grad begrenzen, müssten vier Fünftel aller Kohlereserven in der Erde bleiben.

Eine weitere Möglichkeit, die Bergwerke für klimafreundliche Energie zu nutzen, könnte es sein, in ihnen grünen Strom zu speichern. Rein technisch ist es möglich, Prosper-Haniel zu einem Pumpspeicherkraftwerk umzubauen. Das ergab eine Untersuchung der Ruhr-Universität Bochum und der Universität Duisburg-Essen im Jahr 2014. Das Prinzip ist simpel: Mit überschüssiger Energie aus einer Windkraftanlage zum Beispiel wird Wasser von einem tief gelegenen Becken in ein höher gelegenes gepumpt. Weht kein Wind, lässt man das Wasser durch eine Turbine hinabstürzen und erzeugt so Elektrizität. In Prosper-Haniel würde die Fallhöhe über einen Kilometer betragen, entsprechend groß wäre die Energiemenge, die man speichern könnte. Doch der Umbau zum Pumpspeicherkraftwerk wäre sehr teuer. Keiner wisse, ob sich damit Geld verdienen lasse, sagt ein Sprecher der RAG.

Mit deutlich weniger Aufwand ließe sich das freigeordnete Areal an der Oberfläche nutzen. Heute

sieht Prosper-Haniel noch aus wie ein gewöhnliches Industriegebiet. Tritt man nach erneuter Aufzugaht wieder ins Freie, blendet die Sonne. Wie am ersten Frühlingstag nach langem Winter.

Das Ende des Steinkohlebergbaus lässt im ganzen Ruhrgebiet neue Freiflächen entstehen, insgesamt so groß wie das Stadtgebiet von Jena. »Auf dieser Fläche könnte man große Mengen grüner Energie gewinnen«, sagt Christian Melchers. Windräder, Solarzellen oder schnell wachsende Bäume wie Pappeln und Weiden könnten Ökoenergie liefern.

Auf dem Zechengelände Prosper-Haniel II nutzt man die Relikte des Bergbaus anderweitig. In der ehemaligen Kaut, wo sich die Bergleute früher umgezogen und gewaschen haben, schauen heute Plastikskellette. Hier befindet sich schon seit 2005 die Erlebniswelt »Gruselabyrinth NRW«.

Horrorshow oder Ökostromfarm? Die Zukunft von Deutschlands letztem Stück Steinkohle-Vergangenheit hängt ausgerechnet davon ab, ob grüne Energie zum neuen Grubengold wird.

Lesen Sie auch: Der Historiker Stefan Berger über das Erfolgsmodell »Strukturwandel Ruhr« und den rheinischen Kapitalismus **Geschichte Seite 19**

NRW

Begegnen Sie Menschen und ihrer Kultur

Kataloge
00 800 24 01 24 01
www.studiosus.com

Intensiverleben
Studiosus

Kratzer in der Platte

Der Rapper Trettmann glaubte, seine Heimat Chemnitz hinter sich gelassen zu haben. Dann kamen die Neonazis. Und Trettmann merkte, dass er die Stadt nicht einfach loswird. (Von Marcel Laskus)

Eine gute Stunde braucht die Regionalbahn von Leipzig nach Chemnitz, und je näher Trettmann seiner alten Heimat kommt, desto stärker wird das Sächsisch in seiner Sprache, das Weiche, Verwaschene – vor allem, wenn er herumwitzelt. "Ich spreche gar kein Sächsisch", hatte er noch gesagt, als er in Leipzig, wo er heute wohnt, in den Zug gestiegen war.

Aber nun rollt die Regionalbahn im Chemnitzer Hauptbahnhof ein, Bremsen quietschen, und Trettmann ist zurück im Klang seiner Kindheit. Als hätte er sich den Mantel des Dialekts übergezogen, um mit der alten Heimat, die ihm fremd geworden ist, warm zu werden.

Sein Blick, wie immer durch die Sonnenbrille, bleibt an einem Graffito am Gleis hängen. "Antifa Area" steht in roter Farbe an einem Betonpfeiler. Er lacht. Chemnitz, antifaschistisches Gebiet? "Schön wär's", sagt Trettmann.

Er steigt aus dem Zug, Adidas-Sneakers, weite Jacke, das Gesicht beschattet von einem Basecap. Der Look gehört zu der Marke, mit der er vor zwei Jahren berühmt wurde: Trettmann, der Rapper, der Ostdeutsche. Der Unterschätzte.

Er kommt nicht mehr oft nach Chemnitz, aber nun ist es schon das dritte Mal innerhalb weniger Wochen. Erst Anfang September trat er hier auf, beim "Wir sind mehr"-Konzert, halb Deutschland schaute zu. Der Platz, auf dem die Bühne stand, liegt gleich hinter dem Bahnhof. Das Konzert sollte die Antwort sein auf die Neonazis, die Tage zuvor durch Chemnitz gezogen waren. Für Trettmann bedeutete es mehr.

Ihn brachte es wieder mit einer Stadt und einer Phase seines Lebens zusammen, die er vor Jahren verlassen hatte. Aus Gründen. Erklär doch mal, was ist da los bei dir im Osten?, fragten ihn die Journalisten jetzt.

Bei "Wir sind mehr" sangen und tanzten 65.000 Menschen vor der Bühne, am Ende lagen sich die Toten Hosen und die Ärzte in den Armen, das Fernsehen übertrug live. In der ersten Reihe riefen Teenager "Tretti! Tretti!". Und Tretti stand oben und wirkte wie immer ein bisschen melancholisch, die Stimme kräftig, im Gesicht kein Lächeln. Bevor er anfang mit seinem ersten Song, deutete er hinter sich. "Ich bin hier geboren, habe meine Jugend hier verbracht", sagte er ins Mikrofon. "Ich komm dahinten vom Berg, aus'm Heckertgebiet."

Wohngebiet Fritz Heckert. Hier wuchs Trettmann auf, unter seinem bürgerlichen Namen Stefan Richter mit Bruder und Mutter in der fünften Etage eines Blocks, unverputzt und grau. Zwei Kinderzimmer, ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer, Küche, Bad. "Das war Luxus damals vor der Wende", sagt Trettmann, während er über eine Wiese zwischen den Plattenbauten läuft und an seiner Lacoste-Bauchtasche nach einer Zigarette nestelt. Darin stecken die Insignien des urbanen Understatements. Tabak für die Selbstgedrehten, zerkratztes iPhone, Aloe-vera-Drink aus der Leipziger

Bahnhofsdrogerie. "Wir hatten Fernwärme, einen langen Flur, und im Gegensatz zu den Altbauwohnungen war unsere Wohnung nicht uralte."

Das Heckertgebiet war die drittgrößte Plattenbausiedlung der DDR, hier wohnten 1990 mehr als 90.000 Menschen. "Die Platten haben sie weggerissen", sagt Trettmann. Dort, wo früher sein Elternhaus stand, ist heute eine Wiese mit Hundekot und jungen Bäumen. Er dreht sich um die eigene Achse, um zu schauen, welche Blocks überhaupt noch übrig sind.

"Hier ist mal einer rausgesprungen", sagt Trettmann und zeigt auf einen der oberen Balkons. "Als er da unten lag, haben die anderen Kinder gerufen: Nicht anfassen, Leichengift!"

Vor gut einem Jahr war Trettmann das letzte Mal hier, für den Dreh eines Musikvideos. Plattenbauten in Schwarz-Weiß, kaum eine Kulisse strahlt mehr Street-Credibility aus. Damals deutete sich an, dass es Trettmann nun also doch geschafft hat. Das Album #DIY in den Charts, die erste Goldene Schallplatte. Er, der schon 45 ist, alt für einen Durchbruch als Rapper, lacht viel mehr als in seinen oft schwermütigen Musikvideos. Eigentlich lacht er die ganze Zeit.

Beim Gang durchs Heckertgebiet bewegt er sich wie ein Mittzwanziger, tänzelnd, selbstsicher. Denn jetzt, ja, jetzt ist Trettmann, der Ossi, der Alte, eine Nummer. Die Etablierten des deutschen Pop und Hip-Hop wollen mit ihm Songs aufnehmen. Marteria, Cro, 187 Strassenbande. Er kommt kaum hinterher mit den Anfragen, in seiner Geldbörse stecken grüne Scheine. Trettmann, der früher oft belächelt wurde, hört jetzt von anderen Rappern: "Wir haben dich total unterschätzt."

Anfangs hatte er noch versucht, mit seiner sächsischen Identität berühmt zu werden. Damals, 2006, gehörte zum Künstlernamen Trettmann, der eine Persiflage auf die Dreadmen – die Träger von Dreadlocks – war, auch der Vorname Ronny. Ostdeutscher geht es kaum. Ronny Trettmann machte Reggae auf Sächsisch. Er verarbeitete gleichzeitig seine Herkunft und den Reggae – die Musik, die er seit seiner Jugend liebt. Spricht man ihn darauf an, sagt er: "Heute kann ich's nicht mehr hören." Er will kein Sachse sein. Aber seine Heimat verhöhnen, das will er auch nicht. Seit Trettmann seine Herkunft in seiner Musik ganz ironiefrei verarbeitet, hat er Erfolg.

Trettmann lacht, zieht an seiner Zigarette. Über die Straßen an diesem sonnigen Herbsttag spazieren Senioren in Beige. Kinderwagen werden von jungen Frauen mit bunten Haaren durchs Viertel geschoben, auf einem Pullover steht Brooklyn.

Er war noch nicht drei Jahre alt, da verließ der Vater die Familie. Heute haben sie sporadisch Kontakt, alle paar Jahre gehen sie essen. Trettmann ist ihm nicht böse. Wichtiger ist ihm seine Mutter. Als junge Frau zog sie aus dem Leipziger Umland nach Chemnitz, um Ingenieurwissenschaften zu studieren. "Wie blessed ich bin, dass meine Mutter mich so erzogen hat", sagt er, als er über die Straße Usti nad Labem läuft. Die Straße immerhin heißt noch so wie früher, nach der nordböhmischen Stadt.

Seine Mutter sei eine liberale Frau gewesen, der die SED egal war. "Sie hat mich für Musik begeistert, für Michael Jackson, Aretha Franklin und den ganzen Kram." In ihrer Freizeit zeichnete sie Bilder und feierte Partys im Wohnzimmer, bei denen ihr

Sohn mittanzte zwischen den Beinen der Erwachsenen. "Wenn ich heute die alte Stevie-Wonder-Platte auflege und ich dieselben Kratzer von damals höre, dann gibt es für mich kein größeres Gefühl von zu Hause."

Weil das Heckertgebiet auf einem Hügel liegt, ließ sich auch die ferne Musik westlicher Radiosender empfangen. In seinem Kinderzimmer legte Trettmann sich ins Bett, um unter der Decke Kassetten aus dem Radio aufzunehmen. Mit seinem sieben Jahre älteren Bruder rang er darum, wer wie oft den Plattenspieler benutzen durfte. Von 1988 an hatte Trettmann ihn für sich allein. Sein Bruder, der den Militärdienst bei der Volksarmee verweigert hatte, bekam die Erlaubnis, nach West-Berlin auszureisen. Auf die DDR und auf Chemnitz hatte er keine Lust. Er war der Erste in der Familie, der die Stadt verließ.

Auch seine Mutter lebt längst nicht mehr in Chemnitz, sondern auf Rügen. Als die Mauer fiel, änderte sich abrupt der Status, den man als Bewohner des einst beliebten Wohngebiets hatte. "Der Plattenbau wurde zu einem Urteil über Leute, die es nicht geschafft haben", sagt Trettmann.

Ein paar Gehminuten von der Wiese entfernt, auf der sich einmal sein Elternhaus befand, steht ein trostloser Flachbau. "Haha, hier ist die Koofi", sagt Trettmann. Die Kaufhalle, wie man in der DDR sagte. Als Fünftklässler begann Trettmann damit, Pfandflaschen hierherzutragen, um sein Taschengeld aufzubessern. Schnelles Foto vor dem DDR-Relikt, 200.000 Follower hat Trettmann auf Instagram, seinem wichtigsten Kanal. Koketterie mit der Herkunft.

Im Gegensatz zu anderen Bands aus Ostdeutschland wie Feine Sahne Fischfilet, die ihre Provinz in Mecklenburg-Vorpommern nie für längere Zeit verlassen haben, oder der Band Kraftklub, die als Chemnitzer zelebrieren, dass sie nicht nach Berlin wollen, ist Trettmann schon lange nicht mehr richtig da. Fast sein halbes Leben wohnt er in Leipzig, einer jungen Stadt, zu der man "Hypezig" sagt, weit weg vom ostdeutschen Klischee. Jeder Vierte hat Chemnitz seit der Wende verlassen.

Trettmann will die alte Heimat aber nicht vergessen. Das zu betonen gehört zum Rapper-Habitus. Da ist Trettmann keine Ausnahme. Neu ist, dass es ein Rapper macht, der aus Ostdeutschland stammt – und Menschen aus ganz Deutschland es lässig finden.

An der Koofi wartet Schletti. Ein kräftiger Typ, 42 Jahre alt. Er trägt kurze Hosen und einen Pullover mit "Kitschkrieg"-Aufdruck, dem Namen von Trettmanns Produzenten-Kollektiv. Tretti und Schletti sind schon ihr halbes Leben befreundet. Vorhin haben sie sich mit fester Umarmung begrüßt, Klopfen auf den Rücken. Schletti ist Trettis Booker. Er ist nie aus Chemnitz weggezogen.

"Müssen doch nicht alle weg", sagt Schletti. "Dann wär's doch leer."
"Alter, lass abhauen", sagt Trettmann. "Ist doch scheiße hier."

Gerade noch war er gerührt, wie schön das Heckertgebiet geworden ist. Das Grau vieler Betonblocks ist pastellfarben übermalt. Zwischen den Platten wächst das Grün. Schletti schwärmt von der Stadt, von ihrer Kinderfreundlichkeit, ihrem Stadtpark. "Es gibt hier alles. Wie in Berlin, es fehlt an nichts", sagt er. Das Erzgebirge ist in der

Nähe. Aber Trettmann hält es nie lange aus. "Wenn ich in Chemnitz bin, fühlt sich das an wie eine Glocke, die sich über mir senkt." Es engt ihn ein.

Also weiter. Die Freunde steigen in Schlettis Auto. Im Radio läuft alter Hip-Hop aus den USA. Die Herbstsonne schimmert durch die Frontscheibe. Beide nicken mit dem Kopf, wie früher. Der Wagen rollt durch die Stadt. Überall Erinnerungen. "Scheiße, die haben es gecrosst", ruft er irgendwann. Mehr als 20 Jahre lang prangte an einer Betonmauer voller Graffiti sein Namenszug, sein Tag. Jemand hat es übersprüht. "Da ist es so lange da, und dann ist es einfach weg."

Schletti lenkt den Wagen an einer Bushaltestelle vorbei. Es ist die Zentralhaltestelle, mitten in der Stadt. Der Ort, an dem die Freunde, wenn sie nachts vom Feiern nach Hause fahren, ihre ersten Schläge kassierten. "Wenn ich hier stand, wusste ich, dass ich von den Nazis aufs Maul bekomme", sagt Trettmann. Als Teenager trug er Basecap und Latzhose – für die Rechten eine Provokation. Einmal trat ihm einer in einem Club gegen den Oberschenkel. Erst nach einer Woche war der Stiefelabdruck wieder weg. Sich unauffälliger anzuziehen kam aber nicht infrage. "Ich hatte nur diese eine gute Hose von meiner Tante. Die habe ich über Nacht gewaschen, um sie am nächsten Tag zu tragen. Dieses eine geile Outfit lasse ich den Nazis doch nicht", sagt er. "Dann bekomme ich lieber aufs Maul."

Trettmann erinnert sich, wie ein befreundeter Angolaner von Rechten in einem Club zusammengeschlagen wurde. Die Türsteher brachten ihn nach draußen und überließen ihn blutüberströmt sich selbst. Später verteilten Trettmann und seine Freunde Flugblätter, um darauf aufmerksam zu machen, dass man in Chemnitz als Ausländer nicht sicher sei.

Heute sind viele der Freunde weg. Die Verbliebenen gehen alle paar Wochen gegen die Neonazis in der Stadt auf die Straße. Schletti ist einer von denen, die demonstrieren.

"In Chemnitz sind heute so viele Leute übrig geblieben, die unerfüllt sind von ihrem Leben", sagt Trettmann. Die gäben den Fremden daran die Schuld. "Ich finde das traurig, mir tun diese Leute leid."

Es ist noch nicht lange her, da hatte er den Eindruck, dass der Culture-Clash zwischen Ost und West vorbei sei. Dass es okay sei, dass er seine Herkunft irgendwann weggelegt habe. Seit diesem Sommer weiß er, er hat sich geirrt.

Schletti parkt den Wagen in Chemnitz-Kaßberg, einem Viertel, in dem sich ein saniertes Jugendstilhaus an den nächsten imposanten Altbau reiht. Prenzlauer Berg auf Sächsisch. Heute ist der Kaßberg das bevölkerungsreichste Viertel von Chemnitz. "Sachsens Paris" sagen manche, und auch das gehört zu den inneren Widersprüchen dieser Stadt: Das ehemalige "Karl-Marx-Stadt" beherbergt eines der schönsten Jugendstilquartiere zwischen Prag und Brüssel. Trettmann zeigt auf eines der Häuser. Verzierte Fassade, hohe Fenster, davor prächtige Laubbäume. Dort habe er in seiner ersten WG gewohnt, zusammen mit zwei Punks. Hohe Decken, Stuck, Flügeltüren. "Es war ein bürgerliches Umfeld, eine ganz andere Welt als in der Platte", sagt Trettmann. Sie hätten Partys gefeiert, "das gute Leben gelebt mit vielen coolen Leuten".

Zwei Etagen unter ihm wohnten die beiden Kraftklub-Jungs bei ihren Eltern. Die Musiker der Indie-Band sind die anderen berühmten Künstler aus Chemnitz. Alle paar Tage standen der kleine Felix und der kleine Till vor seiner Tür. Trettmann war so etwas wie ihr Babysitter. "Das waren die schlimmsten ADHS-Kids", sagt er heute und lacht. "Zur Beruhigung habe ich ihnen R'n'B vorgespielt." Mit den Brüdern ist Trettmann heute noch befreundet, mit ihrem Vater Jan Kummer auch.

Es war sein alter Nachbar Jan Kummer, den Trettmann als Erstes anrief, als nach dem Tod Daniel H.s in Chemnitz die Neonazis durch die Straßen liefen. "Wie krass ist es bei euch?", fragte Trettmann. Es war so krass, dass Kummer mit ein paar anderen schon dabei war, das "Wir sind mehr"-Konzert zu organisieren.

Mitte der Neunzigerjahre, nach dem Abitur, verkaufte Trettmann Schallplatten in Kummers Laden. Es ist der einzige Job, den er länger durchgehalten hat als ein paar Wochen. Schletti war einer seiner treuesten Kunden. Heute kleben selbst vor Jan Kummers Plattenladen Aufkleber der Identitären Bewegung an den Laternenmasten.

Am Bahnhof umarmen sich die beiden Männer. "Wann kommste wieder?", will Schletti wissen. Trettmann muss jetzt schnell in den Zug, es dämmt schon. Als die Regionalbahn anfährt, erzählt er, dass er dieses Jahr zum elften Mal auf Jamaika war. "Es ist naheliegender, dass ich in die Karibik ziehe als jemals zurück nach Chemnitz", sagt Trettmann.

Dann zeigt er aus dem Fenster, auf ein imposantes Bauwerk aus Stein: Schau mal dahinten, das alte Viadukt von Chemnitz. Ist das nicht schön?



GESELLSCHAFT

NACH OBEN GESPIELT

Veronica Ferres hat große Rollen, große Männer, großen Erfolg.
Doch wer ist die Frau, die angehimmelt und auch verlacht wird?
Eine Annäherung an einen sehr deutschen Star

Von Franziska Reich; Fotos: Marcus Gaab und Matthias Weingärtner



Der Ferres-Blick:
herausfordernd
und verletzlich.
Fotografiert in
der Pinakothek
der Moderne,
München

V

Wartburg. Donato macht ihr gerade die Haare. Von Zeit zu Zeit kiekst sie: „Autsch! Donato! Das ist mit meinem Kopf verwachsen!“ Ansonsten spricht sie voller Atemhauch mit dieser wohlvertrauten Ferres-Stimme. Hallo, hier ist die Veronica Ferres. Haben Sie einen kurzen Moment für mich Zeit?

Sie bekomme ja morgen diesen Preis in München, den wolle sie gar nicht haben, sie habe ihn auch nicht verdient, und, nun ja, sie finde es blöd, sich dort kennenzulernen, denn es gehe ihr ja nicht um Galas, sondern vor allem um ihre Kunst. Sie sei so traurig, dass man bei den Dreharbeiten zu „Casanova Variations“ nicht dabei gewesen sei, John Malkovich als Casanova, sie in der Rolle seiner letzten Geliebten, die Arbeit sei unglaublich intensiv gewesen und sie durch ein tiefes Tal gegangen und ...

FRIEDHOF — AUSSEN/TAG

Sie steht am Grab ihrer Mutter. Zuvor hat sie Hortensien im Garten ihres Geburtshauses gepfückt. Jetzt stellt sie die Blumen in einer Vase aufs Grab. Die Vase hat einen Sprung. Sie richtet die Blüten, gießt die Erde, bekreuzigt sich. Dann steht sie da, in Stille versunken.

Und es ist kein Film.

Wenn man Kollegen und Freunden davon erzählt, dass man sich mehrere Monate lang mit Veronica Ferres beschäftigt, reagieren sie immer mit einem Ausruf. „Mein Gott, du Arme!“ – „Schauspielern kann sie jedenfalls nicht!“ – „Ihr Macker ist Horror!“ Nur die Babysitterin ruft: „Eine solch starke, schöne Frau!“

Die Reaktionen der Menschen klingen nach Urteil. Weiß oder schwarz. Gretel oder Hexe. Es gibt kaum eine deutsche Schauspielerin, die ihre Quoten erreicht, die so oft die Titel der bunten Blätter ziert. Keine, die so ausdauernd verspottet, verachtet, verlacht wurde wie sie. Veronica Ferres erscheint als Widerspruch auf zwei langen Beinen. Als Januskopf der Prominenz.

Es ist das erste Telefonat vor dieser langen Reihe von Begegnungen. Sie ruft an von einem Dreh an der

Es ist der erste Kontakt mit einem ihr fremden Menschen. Ihre Stimmlage klingt nach zugewandtem Plauderton, und doch schwingt in jedem ihrer Sätze eine tiefere Botschaft. Jede Pause, jedes Zögern, selbst die Kieker für Donato sind so gekonnt gestreut. Diese Frau ist auf Sendung. Sie setzt das Licht und die Pointen. Es ist, als spiele Veronica Ferres vom ersten Moment an die Hauptrolle in ihrem eigenen Melodram. Titel: Der lange Weg der Veronica F. – Aus dem Nichts zum unsterblichen Star.

Es scheint, als wolle sie nicht mehr nur oben sein. Als wolle sie geliebt werden – von Herzen, von mir, vom ganzen Land.

KESSELHAUS, FESTSAAL — INNEN/NACHT

Münchens Reichtum hat sich zur Spendenauktion versammelt. Veronica Ferres erscheint in schwarzer Robe. Perfekte Maske. Geschürzte Lippen. Kaum Falten. Die Fotografen blitzen. Sie albert charmant. Auf der Bühne bekommt sie irgendeinen Preis. Er hat die Form einer riesigen roten Hand. Sie dankt, spricht gefühlvoll ins Mikrofon und setzt sich zu Parmesanmousse mit irgendwelchem Chichi. Nach 20 Mi-

nuten flüstert ihre Agentin: „Kommen Sie schnell. Veronica muss zu einer anderen Verleihung.“

DICKES AUTO — INNEN/NACHT

Sie trinkt stilles Wasser. Sie hat kalte Füße. Der Fahrer stellt die Fußheizung an. „Warum sagten Sie, dass Sie diese Art Events nicht mögen?“ – „Ich sehe dann, wie mich viele bewerten. Was hat die denn für eine Nase! Wieder mehr Falten! Das ist mir manchmal zu viel.“ – „Warum geben Sie sich dann den Stress?“ – „Das gehört alles zu meiner Arbeit dazu. Doch es ist Zirkus. Das Spielen, die Kunst ist alles, worum es mir geht.“ Die Kunst. Das Wort schwebt einen Moment durch den Fond.

BAYERISCHER HOF, BALLSAAL — INNEN/NACHT

In der Maske: Puder und Concealer. Auf dem Flur: Bussi und Bussi. Auf der Bühne: wohltemperierte Worte. Society-Fotos in der Lobby, State-ments in die Kameras. Und wieder zurück durch die Nacht.

KESSELHAUS, FESTSAAL — INNEN/NACHT

Sie springt auf die Bühne und bietet ein Abendessen bei sich zu Hause



Geerdet: Ferres' Eltern handelten mit Kartoffeln. Die Mutter wollte, dass Veronica eine Sparkassen-Lehre macht. Das Bild ihrer Tochter entstand 1992

für je 1000 Euro an. 57 Gäste heben die Hand. 57 000 Euro für die Wohltätigkeit, für ein israelisches Krankenhaus. Sie freut sich. Sie will ins Bett. SCHNITT

Dieser Abend der ersten Begegnung strengt an. Viele Wichtigtuere, große Hektik und eine Veronica Ferres, die auf höchster Drehzahl läuft. Sie beherrscht dieses Charity-Bling-Bling perfekt. Mit ihrer Agentin und reizenden Bekannten an der Seite, mit diesen vielen Menschen in den großen Sälen, die ihr Erscheinen freudig beklatschen. Sie ist Profi der Instant-Inszenierung. Witzelt mit dem Barman, hält eine Rede zum Elend in Nahost, gibt die Diva für die Kameras. Virtuos springt sie von Rolle zu Rolle. Vom Clown zur Künstlerin, von der Tiefgründigen zur Zotigen, von Mutter Teresa zum Boulevardstar. Binnen Sekunden wechselt ihre Farbe. Ein Chamäleon der eigenen Fantasie.

Vielleicht ist das ein Mosaikstein, ihren über zwei Jahrzehnte währenden Erfolg zu erklären. Veronica Ferres erfüllt die Erwartungen ihres Publikums. Sie ist eine Anpassungskünstlerin.

Seit ihrem 25. Lebensjahr, seit sie in „Shtonk“ als busenüppige Muse des Hitlertagebuch-Fälschers Fritz

PLAUDERTON – UND DOCH IN JEDEM SATZ EINE TIEFERE BOTSCHAFT

Knobel zum Kurvenstar avancierte, hadert, kuschelt und kämpft Veronica Ferres mit ihrem Image. Die ersten Jahre galt sie als barock, ein bisschen blöd, aber lustig – das Superweib eben, ein Geschöpf ihres damaligen Geliebten und Förderers Helmut Dietl. Die Vroni war sexy, aber keine Göttin, mehr Dorfschöne als Star. Doch dann, im dritten Lebensjahrzehnt, verließ sie ihren Dietl, verliebte sich in den großmäuligen Agenten Martin Krug und verlegte sich ganz auf Mega-TV-Events. Sie spielte starke und vom Leben gebeutelte Frauen, todgeweihte Staatsanwältin, verfolgte Jüdin, die Frau vom Checkpoint Charlie – für jede Schicksalsstunde der Menschheit eine passende Frauenfigur. Dazu zeigte sie sich in Talkshows vom Stoff so tief betroffen, als habe sie alles Leid selbst durchlebt. Es gibt eine Theorie von Psychologen, dass ein eingebildeter Missbrauch so tief empfunden werden kann wie ein tatsächlicher. Damals schien es, als lebe Veronica Ferres ihr Schauspiel nach dieser Theorie.

Ein Regisseur, der wie so viele, die man nach Frau Ferres fragt, lieber nicht genannt werden will, sagt: „Sie hat es übertrieben mit der Betrof- ▶



**SIE SETZT DAS LICHT, UND
SIE SETZT DIE POINTEN**

Blond-Girl: einst
Superweib, heute
eine erwachsene
Frau, die es nach
Hollywood zieht

fenheitsnummer. Aber die Quoten waren gigantisch. Alle wollten sie leiden sehen, warum hätte sie Nein sagen sollen? Aus heutiger Sicht aber hätte ein leiserer Kunstfilm ihrem Image gutgetan.“

Diese damalige Ferres war niemals leise, nicht als Schauspielerin und nicht als Mensch. Sie erzählte und erzählte und am liebsten über sich. Mit Lady-Di-Pose und Bekennnissen und Geständnissen in jedem People-Magazin. Keine andere Schauspielerin hat ihre Befindlichkeiten so zelebriert wie sie. Es war, als verwechsle Veronica Ferres Schauspiel und Leben.

FILMSET, TRAILER – INNEN/TAG

Die Sonne scheint warm und gleißend hell an einem Februartag in München. Veronica Ferres sitzt in einem Trailer und Verena, seit 25 Jahren ihre Maskenbildnerin, macht „Vanillekipferl“ aus ihr. So nennt es Veronica Ferres, wenn Verena ihre Gesichtsfarbe in samtene Blässe wandelt. Sie reibt sich die Augen und sagt: „Irgendwie schlafe ich nicht mehr. Ich wache alle zwei Stunden auf und gehe die Rolle durch.“ Seit einigen Tagen dreht sie „Lena Fauch“, die Polizeiseelsorgerin im ZDF. „Stehen Sie unter Druck?“ – „Ich liebe die Arbeit am Set. Aber wenn ich drehe, muss alles sitzen. Wie bei einem fein getunten Formel-1-Wagen oder bei einem Vollblut-Araber, der gleich startet.“

Sie nippt an einem grünen Brei. „Grüne Hölle“ nennt sie ihn – kleingehäckselter Spinat, angereichert mit Lecithin und Ölen. Er schmeckt, als bisse man in Wiese. Zehn Tage vor Drehbeginn ernährt sie sich nur noch von Brühe und Säften. Um zwei Kilo zu verlieren. Um klar zu sein in Körper und Geist. Am Set bereitet der Caterer morgens die Hölle und mittags ein trockenes Huhn. Zwischendurch knabbert sie getrocknete Maulbeeren. Sie sagt, als Schauspielerin brauche sie einen Körper, den sie mögen könne. Jeden Tag beginnt sie mit Yoga – fünf Tibeter auf einem Handtuch. Jeden Tag beendet sie mit einer Stunde Auspower-Sport. Sie lebt in Askese.

FILMSET, WOHNKÜCHE – INNEN/TAG

Beleuchter und Tonassistenten wuseln durch den Raum. Szene 53.

Dutzende Male. Aus jeder Perspektive spricht Lena Fauch: „Und was heißt es dann, wenn Jesus sagt: Liebet eure Feinde?“ Zum 20. Mal: „Aber woher nimmt man die Kraft zu lieben, wenn man hasst?“

Es sind Sätze, die Veronica Ferres auch im Leben sagen könnte. Sie klingen nach jener salbungsvollen Tiefe, die man von ihr aus Talkshows kennt. Im Laufe der Stunden am Set verschwimmen Veronica und Lena, sie verschmelzen, Persönlichkeit und Rolle, untrennbar zu einer einzigen Figur. Und man sitzt auf einem Sofa in der hintersten Ecke und sagt sich: Das ist nun schon die hohe Kunst der Schauspielerei. Aber überstrahlt die Person Ferres, überstrahlt ihr Image nicht jede Filmrolle, die sie spielt? Und man denkt an die Worte eines Produzenten: „Sie ist wirklich gut. Aber sie wird eben immer als Star besetzt und erst in zweiter Linie als Schauspielerin. Ein Film mit Ferres ist ein Ferres-Film, egal, worum es darin geht. Für das Publikum ist sie die Ferres in irgendeiner Verkleidung. Das liegt nicht an ihrer schauspielerischen Qualität. Das liegt an ihrem übermächtigen Image.“

Ist das ein Triumph? Ist das tragisch?

In der Wohnküche schreit der Regieassistent: Ruhe bitte! – und Veronica Ferres ackert sich weiter durch die Sätze mit Jesus und Liebe und Kraft. Konzentriert auch beim 30. Durchgang. In den Pausen bietet ihre Assistentin Limetten-Wasser und Maulbeeren an. Verena tupft das Make-up nach. Vor jeder Klappe lockert Ferres die Stimme. Dann brummt sie einen erdigen Urmutter-Ton. Klappe – Szene – Puder – Urmutter – Klappe... Sie ist das Zentrum dieses Universums, seit mehr als zwei Jahrzehnten. So etwas geht an keinem Menschen spurlos vorüber. Es verändert die Wahrnehmung des Selbst. Die ungeteilte Aufmerksamkeit der Umgebung wird zum ganz alltäglichen Erleben.

MITTAGESSEN, TRAILER – INNEN/TAG

Sie sagt: „Ach, so gern würde ich Sie mal in meine Küche auf die Eckbank einladen und bekochen! Ich liebe das: gutes Essen, schlemmen, gutes Gespräch.“ Und man schaut auf ihr trockenes Huhn.

SCHNITT

Man kann sich nur schwer vorstellen, dass sie je einfach so schlemt. Will sie einfach etwas Nettos sagen? Oder bodenständiger wirken, als es der Set-Rummel nahelegt? Sie wird die Einladung nochmals wiederholen, doch es wird dazu nicht kommen.

Ein Tag mit Veronica Ferres kann verwirrend sein. Man grübelt oft über den Sinn hinter ihren Worten. Sie ist so schwer zu fassen. Eine Seiltänzerin zwischen Schein und Sein. Jetzt im Trailer erzählt sie von ihrem Alltag als Mutter, die jeden Morgen für ihre zwölfjährige Tochter Lilly die Schulstullen schmiert. In einem Moment vergleicht sie sich ganz selbstverständlich mit einem Formel-1-Boliden – im nächsten erzählt sie über Selbstzweifel und ihre immerwährende Unsicherheit. Es ist, als bemühe sie sich ständig um eine Darstellung all ihrer Facetten. Als lebe sie in Angst, dass man sie auf ein Bild reduzieren könnte. Als arbeite sie angestrengt am idealsten Gemälde ihrer selbst: das sie als Star zeigt und als gute Freundin und als sensible Künstlerin und Vollblutmutter und ...

Vielleicht wird man so, wenn man zu lange die Einzige war, die an sich glaubte. Wenn man dem Leben ständig die Träume abtrotzen musste. Veronica Ferres hat ihrem Leben viele Träume abgetrotzt. Schon in Solingen als Kind. Die Mutter meinte, ein mittlerer Schulabschluss würde reichen – Veronica machte Abitur mit einem Schnitt von 1,8. Die Mutter meinte, sie solle in die Sparkasse zur Lehre gehen – Veronica zog nach München. Nicht um den Regisseuren des Massenkinos nahe zu sein, sondern den Köpfen des Neuen Deutschen Films. Wim



Busenüppige Muse: Ferres am Beginn ihrer Karriere (1993)



Kleine Bühne: Die junge Veronica spielt Verkäuferin



Plötzlich war sie da: Ferres in „Schtonk“ von 1992

EIN CHAMÄLEON DER EIGENEN FANTASIE



Der Meister, das Großmaul, der Drückerkönig: Ferres' Männer haben unterschiedliches Format (v.l. mit Helmut Dietl, Martin Krug, Carsten Maschmeyer)



FOTOS: KARIN ROCHOLL (2); INTERFOTO; BABRADIPICTURE; T&T

Wenders, Margarethe von Trotta, Reinhard Hauff, Werner Herzog – in diese Höhen träumte sie sich damals. Jeden Schritt aus ihrer kleinbürgerlichen Welt tat sie mit Bedacht. Zwölf Schauspielschulen lehnten sie ab – sie nahm privaten Unterricht und jobbte, um ihn zu bezahlen. Bei Herzog machte sie ein Praktikum, beim Theaterpapst August Everding begann sie, Theaterwissenschaften zu studieren, sie knüpfte Kontakte, kämpfte, boxte. Dieser jungen Ferres passierte nichts durch Zufall oder Glück. Sie zwang ihre Träume in die Wirklichkeit.

Heute hat sie in mehr als 80 Filmen und Serien gespielt und Preise im Dutzend gewonnen. Sie kann Gagen und Vertragsbedingungen diktieren, bis zu 12 000 Euro soll jeder Ferres-Tag kosten. Sie kann sich dank ihrer eigenen Produktionsfirma Construction Film selbst in Szene setzen. Bis hinauf zu den Intendanten der großen Sendeanstalten reicht ihr fein gewebtes Netz. Mit Exkanzler Gerhard Schröder durchzechte sie schon mal die Nacht bei Rotwein, mit Franz Beckenbauer, Franz van Almsick und Starkoch Alfons Schuhbeck pflegt sie so etwas wie Freundschaft, und auch die Bundeskanzlerin traf sie kürzlich in Berlin. Veronica Ferres hat sich beharrlich Einfluss und Macht erarbeitet. Keiner will es sich heute mit ihr verscherzen, Kritik wird allenfalls versteckt geübt. Am Set loben Schauspieler ihre kollegialen Qualitäten, Regisseure besingen ihren Perfektionismus, und Produzenten lieben ihre Talente bei der Vermarktung.

Inzwischen spinnt Veronica Ferres auch in Hollywood ihr Netz. Nach den „Giacomo Variations“ und einer wunderbaren Nebenrolle in ▶



Ferres-Festspiele

In den kommenden Wochen ist Veronica Ferres oft im Kino und im TV zu sehen. In dieser Woche startet der Jugendfilm „Saphirblau“. Außerdem wirkt sie mit in der Verfilmung des Bestseller-Romans „Hectors Reise oder Die Suche nach dem Glück“. Anfang September spielt sie auf Sat 1 die deutsche Bundeskanzlerin, die sich in den Präsidenten Frankreichs verliebt („Die Staatsaffäre“). Und Ende September feiert „Casanova Variations“ Premiere. Dort agiert Ferres an der Seite von John Malkovich

<p>In ihren Rollen hat Veronica Ferres mehr durchlitten als eine Frau im wahren Leben ertragen könnte: Sie bewahrte ein jüdisches Mädchen vor dem KZ „Ananas Heimkehr“ (2003), kämpfte als die „Frau vom Checkpoint Char-</p>	<p>lie“ (2007) um ihre Töchter, die in der DDR gefangen waren. Sie musste als „Die Patin“ (2008) eine halbe Tonne Heroin aufreiben und rettete kurz darauf die Umwelt („Das Geheimnis der Wale“, 2010). Zu ihren stärksten</p>	<p>Auftritten zählte die Rolle als Schneewittchen in Helmut Dietls Gesellschaftssatire „Rossini“ (1997). Vor allem ihre Darstellung der Buhlschaft im Salzburger „Jedermann“ (2002 bis 2004) erntete sehr gute Kritiken.</p>
---	--	--

der Verfilmung des Bestsellers „Hectors Reise oder Die Suche nach dem Glück“ hofft sie auf weitere internationale Produktionen. Sie ist jetzt 49 Jahre alt. Eigentlich zu alt für Hollywood. Doch, so erzählt sie, dort habe man Interesse an ihr, sie sei ein Zugpferd für den deutschen Markt. Die US-Agentur, die sie in L.A. vertritt, gehört einem Mann namens Jeff Berg, einem der Einflussreichsten in Hollywood – und was auch immer der für sie erreichen kann, er vertritt echte Filmgrößen. Es scheint ihr wichtig, dass man das weiß. Sie lebt noch immer mit dieser brachialen Energie für ihre Träume. Ihr Wille gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Irgendwann zwischen „Lena Fauch“ und endgültigem Ausbruch des Frühlings fragte Veronica Ferres lachend: „Wie war das noch gleich? Siezen oder duzen wir uns?“ Es klang so harmlos. In den vergangenen Wochen hatte sie sich oft gemeldet und erzählt von Projekten, Hollywood und der Faschingsparty ihrer Tochter. Sie hatte zwei Bücher für die Kinder geschickt und sich immer mal nach dem Befinden erkundigt, aufmerksam und zugewandt.

Hinter der manchmal zu dicken Theatralik hatte das Gesicht einer sympathischen Frau geschimmert. Einer Frau, die ständig schwankte zwischen Vertrauen und Angst. Einer Frau, die in vielen Momenten unsicher schien. Unsicher, ob man ihr Können anerkannte. Unsicher, ob sie im scharfen Set-Licht noch schön genug war. Unsicher, ob man sie wirklich mochte. Eigentlich war es das Gesicht eines Menschen, den man gerne duzen mag. Doch war sie sich noch bewusst über unsere Rollen – sie: Porträtierte und man

selbst: Journalistin? Oder war sie sich darüber nur allzu bewusst? Benutzte sie Nähe, um zu verstricken? Man wollte ihr trauen. Man mochte sie auch. Doch je näher sie kam, desto unschärfer wurde das Bild. Die private Veronica und die öffentliche Ferres hatten immer weniger gemein. Was war echt? Und was gespielt?

„WETTEN, DASS...?“ – STUDIO – INNEN/ABEND

Sie sitzt auf dem Sofa bei Markus Lanz. Sie nestelt einen Brautschleier hervor. Sie steckt ihn ins Haar. Dann tanzt sie einen Walzer. Es ist ihre Art, Deutschland mitzuteilen, dass sie heiraten wird. Lanz will wissen, wann und wo. Sie zielt sich. Sie wolle das erst mit ihrer Familie besprechen. SCHNITT

Vor dem Auftritt hatte sie angerufen. Sie hatte gesagt, dass ihr vor dem „Wetten, dass...?“-Sofa graue, sie fühle sich dort immer so festgekettet. Sie hatte tief geseufzt. Doch dann, am Samstagabend, schaltete man ein, und da zückte sie plötzlich diesen Schleier. Und man starrte auf den Bildschirm. Der Schleier, der Tanz, ihr Geziere – warum, um Himmels Willen, tut sie das?

Zum WM-Finale verbreitete sie via Twitter ein Foto: sie mit Deutschland-Fahnen auf den Wangen und einem Pferd daneben, das die argentinische Fahne auf dem Rücken trägt. Dazu die Worte: „Morgen werdet ihr Argentinien zureiten und zähmen.“ Sie wirkt so schamfrei bei diesen Aktionen, so selbstbezogen und überdreht.

FERRES-BÜRO – INNEN/TAG

Ein strahlender Tag Anfang Juni. Vor drei Tagen hat Veronica Ferres ihren 49. Geburtstag gefeiert. Von nebenan holt sie die letzten Stücke des Apfelkuchens, den sie nach dem Rezept ihrer Mutter gebacken hat. Diese Fürsorglichkeit ist typisch für sie. Ingwerbonbons für Halswehkranken. Bier für die Beleuchter. Apfelkuchen für den Besuch.

Es ist ein angenehmes Gespräch. Nichts Grelles an ihr und auch nichts Lautes. Sie erzählt nachdenklich über ihren Aufstieg. „Irgendwann kam das Kind in mir durch, das bildlich auf den Schlitten sprang und sich die Teufelsschlucht hinunterstürzte.“ Oder: „Es war, als sei ein Drahtseil in meinem Herzen

verankert, das mich in Richtung Kunst zog und zog. Und ich dachte: Hör auf zu ziehen, ich kann das nie! Aber das Seil zog einfach weiter. Eine unbändige Kraft.“

Es sind Sätze, die klingen nach Geige und Abendrot.

Doch in ihrem Büro in München ist es nicht so, als würde man ihren Worten misstrauen. Es ist nur so: Ferres spricht, wie man es sonst nur von Hollywoodstars kennt. Es sind Sätze, die so durchtherapiert klingen, so übertrieben und selbstverliebt. Sie spricht, als wolle sie unbedingt ergreifen. Als sei sie selbst von sich ergriffen. Und so schwingt in ihren Worten immer wieder ein seltsamer Drang nach Geltung mit.

Im Laufe des Gesprächs sind wir auf die Terrasse gewechselt. Sie steigt noch mal durchs Fenster und holt ihr Handy, um ihre Lieblingssongs vorzuspielen. Sie sucht Udo Lindenberg aus. Seine Stimme wabert durch den kleinen Hof: „Wenn du durchhängst/Gibt's nix Stärk'eres als uns zwei/Wir halten fest zusammen/Alles andere geht uns am Arsch vorbei.“ Veronica Ferres singt leise mit.

In diesem Moment, was soll ich machen, genau in diesem Moment betritt ein großgewachsener Mann die Terrasse. Sie hört ein Geräusch, springt auf und quietscht: „Neeeiin!“, und er säuselt: „Jaaa!“ Sie wirft ihre Arme um seinen Hals. Der Mann ist ihr Bräutigam Carsten Maschmeyer, bekannt und reich geworden als Versicherungsmakler, der früher mit Drückerkolonnen Versicherungen verkaufte.

Am Anfang ihrer Beziehung hatten sie sich gern als Power-Paar auf den roten Teppichen Deutschlands inszeniert. Bei einer Gala legte er ihr ein Herz aus bunten Losen. Das spätere Präsidentenpaar Wulff verbrachte seine Ferien in ihrer Villa auf Mallorca. Doch bei aller zur Schau getragenen Jetset-Liebe und auch wenn er sich für sie den Schnauzer abrasierte – es blieb dabei: Diese Frau, die seit beinahe 30 Jahren alles für ihr Image tut, hat sich einen Mann ausgesucht, den ihr Publikum nicht mag. Beim Apfelkuchen hatte sie gesagt, wie ungerecht sie das öffentliche Urteil über Carsten finde. Er habe nie etwas Unrechtes getan. Es hatte geklungen, als sei er ein Opfer von Verleumdung. Mit Vehemenz hatte sie ihre Liebe ver-

EINE FRAU ZWISCHEN VERTRAUEN UND ANGST



Veronica Ferres mit 49: gut in Form dank Yoga und „Grüner Hölle“

teidigt: „Wenn die Liebe irgendwo hinfällt, machst du dir keine Gedanken über dein Image. Keiner der Menschen da draußen lebt mit mir, keiner wacht mit mir auf, keiner kennt die Hintergründe, keiner von ihnen kann mich glücklich machen. Es gibt nur einen Mann auf der Welt, der das kann – und diesen Mann liebe ich.“ Und irgendwie hatten ihre Worte gerührt.

Jetzt setzt sich dieser von ihr erwählte Mann an den Tisch, und sie verschwindet im Büro. Man plänzelt über dies und das. Maschmeyer ist ein charmanter Plauderer. Irgendwann sagt er, man werde sehr von Veronica geschätzt. Sie setze großes Vertrauen in das Verhältnis. Und man lächelt – doch plötzlich spürt man: Druck. Als habe man sich verheddert in einem Geflecht aus Vertrauen, Erwartung und Kalkül.

Wenige Tage später spaziert man durch Ambach am Starnberger See. Carsten Maschmeyer und Veronica Ferres haben sich hier ein Anwesen hergerichtet, ein Wochenenddomizil, mit Seezugang und Erkerchen. Es sieht nach „Sissi“ und Frieden aus. Eine Nachbarin erzählt, dass es während der Bauzeit nicht ganz so friedlich zugegangen sei. Die Nachbarschaft sei genervt gewesen von den umfangreichen Bauarbeiten und

dem selbstherrlichen Auftreten des neuen Besitzers. Die Anekdoten handeln mehr von Maschmeyer als von Ferres. Sie klingen nach einem Zwist, der oft aufkommt, wenn sich ein Neureicher in eine altehrwürdige Gemeinde einkauft. Nicht schön, aber harmlos. Nach der Rückkehr nach Berlin findet sich im Postfach eine Mail von Veronica Ferres. Sie weiß gerade in Los Angeles. Sie schreibt, es würden gerade Nachbarn am Starnberger See ausspioniert. Ob man ihr sagen könne, was dahintersteckt. Im Anhang: die Mail eines misstrauischen Nachbarn, den man nie angesprochen hat. Im Verteiler: ihre Agentin Inga, ein Agent in Berlin und „Tiger“ – ihr Kosename für Maschmeyer.

Es ist ein unwohles Gefühl, diese Mail zu lesen. Einerseits fühlt man sich ertappt. Als habe man Vertrauen gebrochen. Andererseits ist man wütend. Dieser Ausflug gehörte schlicht zum Job. Das muss sie wissen. Hat sie Angst? Sie ist erfolgreich. Sie hat Geld, Freunde und Familie. Sie könnte lockerlassen. Doch es scheint, als wolle sie ihr Bild bis zum letzten Pinselstrich kontrollieren.

ELTERNHAUS – TAG/INNEN

Es ist der Morgen des letzten Treffens. Ihr Vater ist gerade beim Arzt. Er lebt noch heute in dem Haus, in

dem sie seit ihrem achten Lebensjahr aufwuchs. Hier beginnt ihr Drehbuch. Man sieht ein Badezimmer mit braunen Fliesen, ihr Mädchenzimmer mit dem alten Schreibtisch und auch ein Gästezimmer mit Couch. Hier schlafe sie noch immer am besten, mit Lilly und Carsten auf der großen Matratze am Boden.

Das Bild, das Ferres von der heranwachsenden Veronica zeichnet, ist das eines lebenshungrigen Backfischs. Ein Mädchen, unsicher und manchmal einsam, das verborgen unter dem Schreibtisch Bücher und Sartre verschlingt. Eine Tochter, die unter dem strengen Katholizismus der Mutter leidet und sie dennoch innig liebt. Eine kleine Schwester, die ihre zwei Brüder bewundert. Eine Schülerin, die nichts mehr will als auf die Bühne – in der Theater-AG, nach Wuppertal zu Pina Bausch, in die große weite Welt. Schon damals besaß sie den Willen. Ihr Traum gegen alle Wahrscheinlichkeit.

Ihr Vater kommt vom Arzt zurück. Es gibt Apfelkuchen, diesmal gedeckten. Die Solinger Welt von Veronica Ferres ist eine Apfelkuchen-Welt ohne Chichi. Hier besetzt sie nur eine Rolle: die der liebenden Tochter. Das macht den Aufenthalt entspannt.

Ihr Vater sagt, er sei stolz auf alle drei Kinder. Man glaubt ihm das. Er ist kein Mann für Kitsch. Seine Jüngste sei immer ruhig gewesen, nur – und er lacht leise in sich hinein – nur einmal bei der Karnevalsitzung im Schwimmverein, da habe der Ober-Karnevalist gefragt, welches Kind einen Witz erzählen wolle, und Veronica habe sich gemeldet. Ihr Witz ging ungefähr so: Die Maus fragte den Elefanten, kannst du mir mal deine Badehose leihen?

FRIEDHOF – AUSSEN/TAG

Und jetzt stehen wir also am Grab ihrer Mutter. Ein letztes Mal zuppelt sie an den Hortensien. Dann sagt sie: „Ich muss nachher eine neue Vase besorgen. Jetzt braucht Pa erst mal sein Mittagessen.“ Und es ist kein Film. ✖

Franziska Reich hat Ethnologie studiert. Sie kennt die Gratwanderung einer teilnehmenden Beobachtung. Wie viel Teilnahme, wie viel Beobachtung? Diese Frage stellte sie sich bei jedem Treffen mit Veronica Ferres

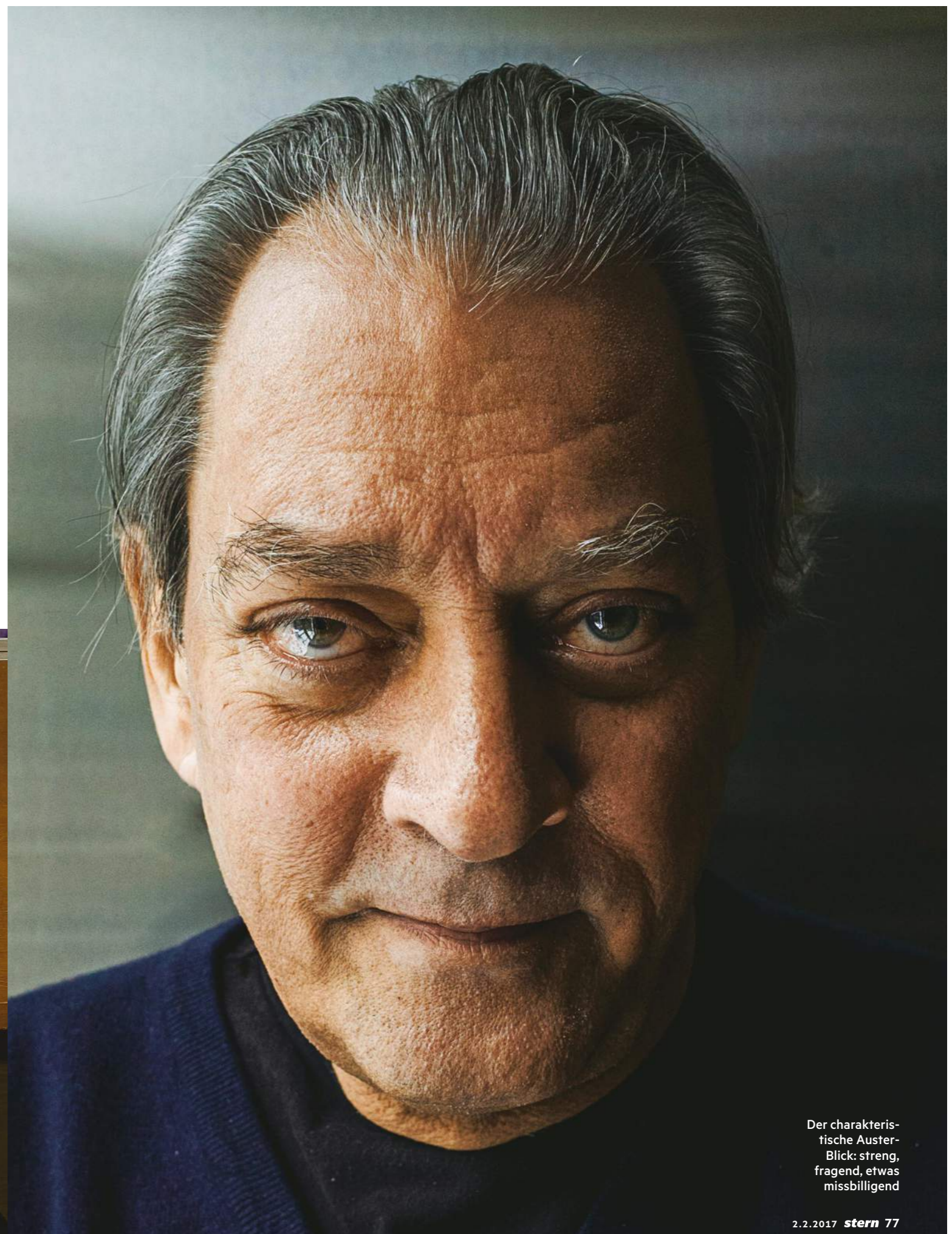
GESELLSCHAFT

Paul Auster, der Blitz und die ewige Macht des Zufalls

Der Schriftsteller hat gerade den dicksten Roman seines Lebens geschrieben, und er wird 70 – guter Anlass für einen Hausbesuch in Brooklyn. Der verläuft turbulent. Denn Auster spricht zwar ungern über seine Bücher, mag Deutungen anderen aber auch nicht überlassen

Von Judith Liere; Fotos: Devin Yalkin

Seine Texte schreibt Auster erst mit der Hand, dann tippt er sie auf der alten Olympia-Schreibmaschine ab



Der charakteristische Auster-Blick: streng, fragend, etwas missbilligend



Seit fast 25 Jahren leben Auster und seine Frau in einem Brownstone-Haus in Brooklyn

„Ich habe geglaubt, dass ich sterben werde, während ich dieses Buch schreibe“

Ein gepflegtes Reihenhauses in Brooklyn, Park Slope, an einem kalten Mittag im Januar. Auf der Steintreppe, die neben einem Erker zur verglasten Eingangstür führt, liegen Tannennadeln, offenbar wurde hier gerade erst der Weihnachtsbaum entsorgt. „Brownstone“ nennt man die schmalen, um 1900 erbauten Stadthäuser wegen ihrer braunen Sandsteinfassaden; sie sind in amerikanischen Großstädten ähnlich begehrt wie in Deutschland der Jugendstil-Altbau. In diesem Haus lebt Paul Auster seit fast 25 Jahren mit seiner Frau, der Schriftstellerin Siri Hustvedt, hier wuchs auch ihre gemeinsame Tochter Sophie auf, die heute 29 Jahre alt und Musikerin ist.

„Kommen Sie rein“, begrüßt der Autor die Journalistin und den Fotografen und nimmt die Mäntel entgegen. Groß und dunkel steht er im Flur, er trägt eine schwarze Hose, einen marinefarbenen Pullover und die grauen Haare nach hinten gekämmt, dazu dieser charakteristische Auster-Blick: etwas stechend, fragend, ein bisschen missbilligend. Das Haus passt zu ihm: Es ist ein wenig düster und auf eine strenge Art elegant, der dunkle Parkettboden knarzt mürrisch, als wäre er vom Darüberlaufen genervt. Es ist kein Haus, in dem man auf dem Sofa beim Fernsehen eine Pizza direkt aus dem Karton isst, sondern eines, in dem man auf einem Sessel ein Buch liest und dazu ein Glas Wein trinkt. Also genauso, wie man sich das Zuhause des intellektuellen Traumpaars Auster/Hustvedt vorgestellt hat. Auf einem Telefonschreibtisch im Esszimmer liegen sein neues Buch, das letzte Buch seiner Frau und ein Stapel CDs seiner Tochter.

Am 3. Februar wird Paul Auster 70 Jahre alt, drei Tage zuvor erscheint sein neuer Roman „4321“ in den USA, in Kanada, Großbritannien, Portugal und Deutschland, ein paar Tage später in Frankreich und den Niederlanden. Es ist das dickste Buch, das er je geschrieben hat: 1264 Seiten hat die deutsche Ausgabe. „Ein Elefant“, sagt Auster, als er sich zum Interview in einen der beiden grünen Samtsessel im Wohnzimmer gesetzt hat, „aber ich hoffe, dass es ein sprintender Elefant ist.“

In „4321“ erzählt Auster die Geschichte des Jungen Archie Ferguson, der am 2. März 1947, also einen Monat nach Auster, in Newark geboren wird. Wie in anderen seiner Romane gibt es autobiografische Bezüge, Parallelen zur eigenen Familiengeschichte, und es geht um die Macht des Zufalls, ein Lieblingsthema von Auster. Archie ist der Enkel eines russischen Juden, der 1900 nach New York kam. In vier Varianten erzählt Auster etappenweise sein Leben, kleine und große Ereignisse sorgen dafür, dass es sich in unterschiedliche Richtungen entwickelt. Mal kommt die Familie zu



Der Schriftsteller in seinem „kleinen Bunker“, wie er seine schmucklose Schreibstube im Erdgeschoss nennt

Geld, mal ist sie pleite, mal stirbt der Vater, mal geht Archie nach Paris, mal studiert er in New York. Nicht allen Archies ist ein langes Leben vergönnt. Nie sind es bewusste Entscheidungen, die seine Biografie verändern, sondern Unfälle und zufällige Begegnungen.

Mister Auster, woher kommt Ihre Faszination für den Zufall?

„Als ich 14 Jahre alt war, wurde während einer Wanderung ein Junge direkt neben mir von einem Blitz getötet“, erzählt er. „Das hat meine Sicht auf die Welt

verändert. Ich weiß seitdem, wie unsicher und zerbrechlich alles ist. Ich weiß, dass ich später hinausgehen und die Treppe hinunterfallen kann, und dann schlage ich mir den Kopf auf und sterbe. Einfach so.“

Der Tod. Noch so ein großes Auster-Thema. In „4321“ wird viel gestorben, meist plötzlich und unerwartet. Drei Jahre hat Auster an diesem Roman gearbeitet: „So lange brauche ich normalerweise für Bücher, die nur einen Bruchteil so dick sind.“ Dass er diesmal so schnell fertig wurde, lag an der Angst vor dem Tod. „Ich habe angefangen, dieses Buch zu schreiben, als ich 66 Jahre alt war. Das ist das Alter, in dem mein Vater gestorben ist. Ich war in einer gespenstischen Verfassung, als ich verstanden habe, dass mein Leben länger als das meines Vaters dauern wird. Ich habe geglaubt, dass ich sterben werde, während ich dieses Buch schreibe, dass ich es nicht beenden können würde.“ Ganz ruhig erzählt er das mit seiner tiefen, rauhen Stimme. Sie klingt, wie es sich anfühlen würde, den Samtbezug des Sessels, in dem er sitzt, gegen den Strich zu streichen. „Also habe ich praktisch nichts anderes mehr gemacht, als zu schreiben. Ich habe fast keine Interviews mehr gegeben, bin nicht zu Lesungen gereist. Ich bin nach unten ins Arbeitszimmer gegangen, meinen kleinen Bunker, und habe geschrieben, meist sieben Tage pro Woche, von neun Uhr morgens bis fünf Uhr nachmittags.“

Es klingelt, Auster entschuldigt sich, geht zur Tür. Die E-Zigarette, an der er während des Gesprächs öfter zog, behält er in der Hand. Aus Gesundheitsgründen hat er, der in seinem Drehbuch zum Film „Smoke“ dem Rauchen gehuldigt hat, die Zigarillos aufgegeben. An der Tür steht ein Mann mit einem Karton auf der Schulter, der gleich zielstrebig in die Küche läuft. „Mein Weinlieferant“, sagt Auster. Die Angst vor dem Tod scheint ihm nicht die Freude am Genuss genommen zu haben.

Er nimmt wieder Platz und erzählt, dass er am Anfang eines Romans nie weiß, wo er hinfüh- ➤



Paul Auster: „4321“, Rowohlt, 29,95 Euro

„Die Worte hängen in der Luft, und ich greife nach ihnen, um sie aufs Papier zu setzen“

ren wird. „Man muss seinen Figuren genau zuhören. Sie sagen dir, was sie tun wollen, was sie tun müssen. Man kann kein Marionettenspieler sein. Erst wenn ich anfangen zu schreiben, fallen mir Dinge ein. Ich habe manchmal das seltsame Gefühl, dass die Wörter in der Luft hängen und ich nach ihnen greife, um sie aufs Papier zu setzen.“

Sein Schreibzimmer ist ein schmuckloser kleiner Raum im Erdgeschoss. Die ganze Etage steht voll mit Bücherregalen, in denen die unzähligen Ausgaben seiner Werke („Die New-York-Trilogie“, „Mr. Vertigo“, „Mond über Manhattan“ usw.) und die seiner Frau („Was ich liebte“, „Der Sommer ohne Männer“, „Die gleißende Welt“ usw.) stehen. Dazwischen hängen die Plakate seiner Filme („Blue in the Face“, „Lulu on the Bridge“). Auster schreibt per Hand und tippt danach die Seiten in seine Olympia-Schreibmaschine. Auf dem Schreibtisch liegt auch ein iPad. „Das hat mir Siri geschenkt. Es ist praktisch, um etwas nachzuschauen, etwa welcher Wochentag der 2. März 1947 war.“ Im Nebenraum schnarrt ein Faxgerät. „Meine Assistentin faxt mir meine E-Mails.“

Auster spricht gern über sein Schreiben, aber nicht gern über seine fertigen Romane und deren Interpretation oder Rezeption. Er halte sich für nicht geeignet, über seine eigene Arbeit Auskunft zu geben und für „absolut unfähig, mit kritischem Abstand darüber zu sprechen“, sagt er in einem Gespräch mit der Literaturprofessorin Inge Birgitte Siegumfeldt, das gerade in Buchform erschienen ist („Paul Auster. Ein Leben in Worten“, Rowohlt). Das lässt er die Journalistin spüren, als sie vorsichtig anmerkt, ob das Ende seines neuen Romans nicht etwas vorhersehbar sei für Leser, die mit seinem Werk gut vertraut sind: ein sehr Auster-typisches Verwirrspiel zwischen Protagonist und Erzählerstimme.

„Da sind Sie aber die Einzige, die das sagt“, antwortet er, der strenge Auster-Blick wird noch strenger. „Jeder, der dieses Buch gelesen hat, hat mir gesagt, dass das Ende brillant und wunderbar ist.“ Zaghafter Einwurf, dass man sich bloß etwas mehr Mysterium gewünscht hätte statt der sehr deutlichen Auflösung. „Tja, ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich finde, dass das Ende zum Besten zählt, was ich je geschrieben habe. Ich habe mein ganzes Leben gebraucht, um darauf zu kommen.“ Auster lacht, es ist schwer zu beurteilen, ob er das tut, weil er nicht ganz ernst meint, was er sagt, oder weil er fassungslos über die Anmerkung ist.

Deutlicher wird sein Verhältnis zu Kritik, als man ihn fragt, wie er mit dem Vorwurf mancher Rezensenten umgehe, dass sich viele seiner Bücher sehr ähneln würden. „Ich höre nicht mehr darauf. Diese Leute haben keine Ahnung, und sie sind dumm. Es gibt so viel Boshaftigkeit auf der



Die Zigarillos hat Auster aufgegeben – er raucht jetzt E-Zigaretten

Welt, manche Menschen wollen hacken und treten und spucken, sie lassen ihren Frust an anderen aus.“ Er sagt auf Englisch „to pick and kick and spit“, was dem Satz viel Wucht verleiht.

Aber natürlich ist es sein Recht, nicht die eigene Arbeit zu erklären und sich Verrissen nicht auszusetzen. Eigentlich ganz sympathisch, dass auch einem erfolgreichen und erfahrenen Autor wie Auster Kritik noch so nahegeht.

Also: Themawechsel. Vielleicht etwas Persönlicheres zur Auflockerung? Mister Auster, Sie sind jetzt seit 36 Jahren mit Ihrer Frau zusammen. „Ja, Siri ist ein außergewöhnlicher Mensch mit einer überbordenden Intelligenz, ich hatte noch nie einen langweiligen Moment mit ihr.“ Er gerät ins Schwärmen. Nachfrage: In einem Interview mit einer deutschen Zeitung sagte Ihre Frau, Sie würden eine offene Ehe führen ...

„Jesus! Hören die deutschen Journalisten denn nie mit diesem Quatsch auf!“ Auster wird ein bisschen laut, sagt, seine Frau sei damals falsch verstanden worden, sie meinte Offenheit und nicht Affären. „Wo haben Sie das gefunden? Im Internet wahrscheinlich, in irgendeinem alten Artikel. Sie waren wahrscheinlich nicht mal geboren, als Siri das gesagt haben soll.“ Das Interview stammt aus dem Jahr 2003.

Privates funktioniert also gerade auch nicht so gut. Aber vielleicht ist er jetzt in der richtigen Stimmung, über das Thema zu reden, an dem man nicht vorbeikommt: Trump. „Die Wahl dieser gefährlichen, verrückten Person, deren Namen ich nicht einmal aussprechen kann, weil mir dabei schlecht wird, ist das Schlimmste, das ich als amerikanischer Bürger jemals erlebt habe.“ Auster legt noch einen drauf: „Für mich ist das wie Hitlers Machtübernahme. Hitler hat die ersten zwei Jahre auch nichts Schlimmes gemacht, alle dachten, er sei ein lächerlicher Clown, der bald verschwinden würde. Nicht mal die Juden hatten Angst. Ich sage nicht, dass die Regierung anfangen wird, hier Menschen umzubringen. Aber sie werden uns Freiheiten nehmen, die wir in diesem Land schon immer hatten.“

Mister Auster, wie wird sich Trumps Präsidentschaft auf Ihr Schreiben auswirken? „Das kann ich noch nicht sagen. Ich habe mich noch nicht vom Schreiben dieses Brockens hier erholt.“ Er deutet auf seinen neuen Roman. „Ich habe gerade das dickste Buch meines Lebens fertig geschrieben, jetzt gönnen Sie mir doch mal eine Pause!“

Okay, okay. Unsere Gesprächszeit ist sowieso um. Ach ja: Herzlichen Glückwunsch zum Siebzigsten. ✘



Judith Liere stieß nach dem Gespräch auf ein Zitat aus Austers Roman „Sunset Park“: „Schriftsteller sollten niemals mit Journalisten reden. Das Interview ist eine minderwertige literarische Form, die allein dem Zweck dient, zu vereinfachen, was nicht vereinfacht werden darf“